

prisma

HSG-Studentenmagazin

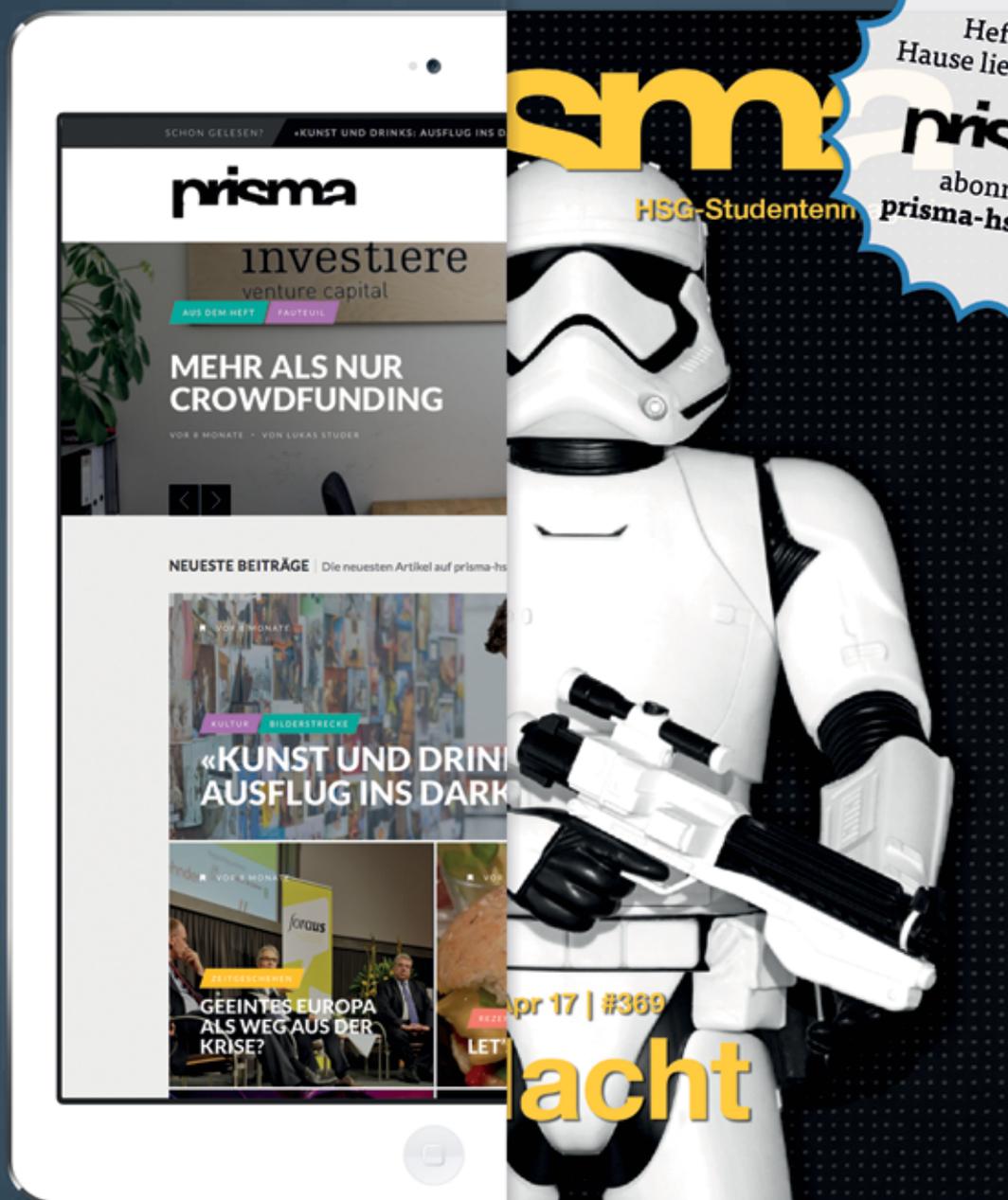


Apr 17 | #369

Macht

INFORMIERT DURCHS STUDIUM MIT DEM

HSG-STUDENTENMAGAZIN



DIGITAL
AUCH DEN SOMMER ÜBER
WWW.PRISMA-HSG.CH

GEDRUCKTE AUSGABE
DREIMAL PRO SEMESTER
AUF DEM CAMPUS

echt. studentisch.

Editorial



Möge die Macht mit dir sein», wünschen sich die Jedis in Star Wars und nichts weniger wünschen wir euch bei der Lektüre der vorliegenden Ausgabe. Vielen Dank an den Kommilitonen, welcher uns die auf dem Titelbild ersichtliche Statue zur Verfügung gestellt hat. An der ETH würde unsere neue Ausgabe mit diesem Titelbild sicherlich weggehen wie warme Semmeln. Anstatt mit Lichtschwert schwingen wir wild mit Worten um uns. Dabei können wir sicherlich keine massiven Stahltüren zum Schmelzen bringen. Dennoch schaffen wir es immer mal wieder unseren Lesern Einblicke in Themen zu gewähren, die ihnen ansonsten verschlossen bleiben würden. Apropos Stahltüren: Gibt es an der Uni überhaupt ein Notfallkon-

zept oder sogar einen «Situation Room»? Wir sind diesem Mythos auf den Grund gegangen. Ebenfalls haben wir die Diskussion um eine Rekursfinanzierung genauer unter die Lupe genommen und sind auf Uneinigkeit in den Reihen unseres Studentenparlaments und der Studentenschaft gestossen. Ausserdem haben wir in der vorliegenden Ausgabe eine exklusive Auslandsreportage von unserer rasenden Reporterin Tabea Stöckel, welche sich in Kuba unter die Leute gemischt hat. Wir wünschen eine angenehme Lektüre!

Inhaltsverzeichnis

12 Keine Gelder für Rekurse



26 Reportage aus Kuba



Campus

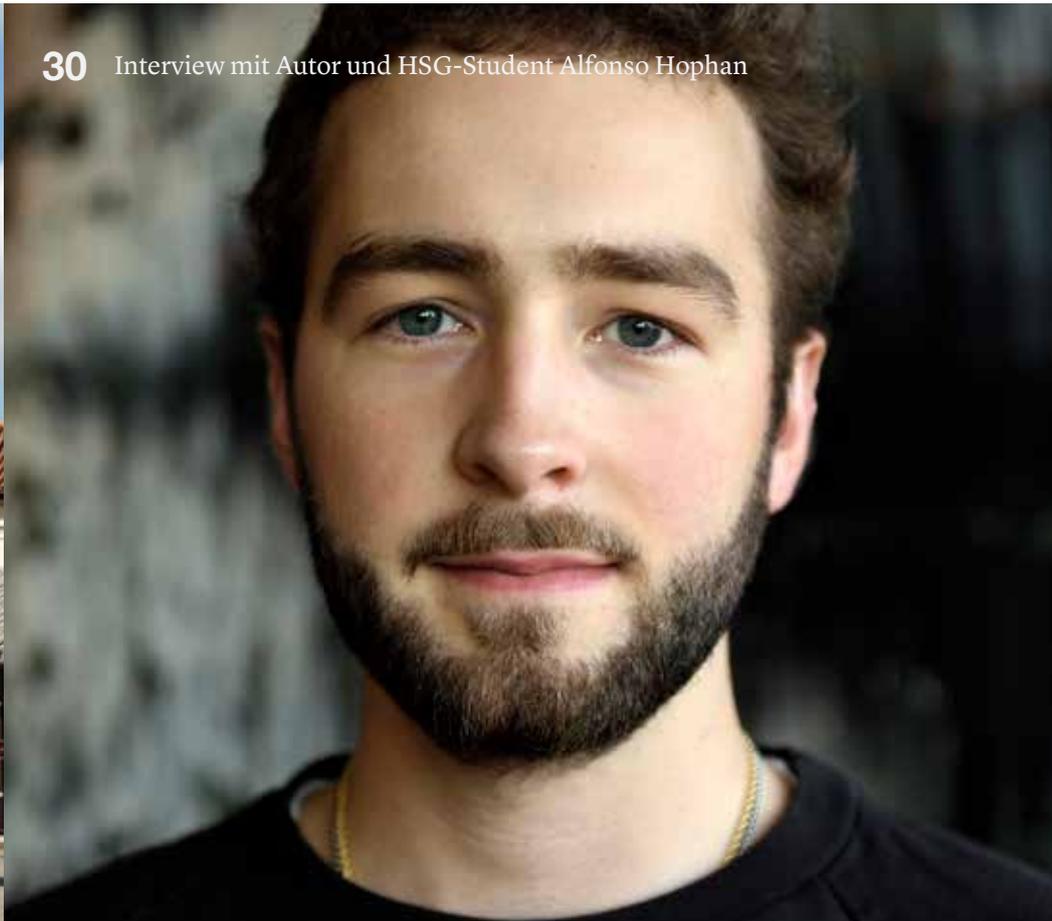
- 06** Migros-Mensa
- 08** HSG Short News
- 09** Notfallkonzept der HSG
- 10** Der Mittelbau im Umbruch
- 12** Keine Gelder für Rekurse
- 15** Sprachnachweis an der HSG
- 16** Tag der Lehre

Thema

- 19** Reportage aus Kuba
- 22** Big Data: der Hype um die Big Five
- 24** Filmkritik: Die Göttliche Ordnung
- 26** Dauerbrenner Krise
- 28** Angst vor der Freiheit?



Titelbild
Patrick Buess



30 Interview mit Autor und HSG-Student Alfonso Hophan

Menschen

- 30 Professor Lukas Müller privat
- 33 Interview mit Autor und HSG-Student Alfonso Hophan
- 36 Die Umfrage

SHSG

- 38 Das neue SHSG-Präsidium
- 40 Frühstück mit Professoren
- 41 Vereine und Studentenschaften anderer Unis

Kompakt

- 42 Gewinnspiel
- 43 Redaktionell unterbelichtet
- 44 prisma empfiehlt
- 46 Zuckerbrot und Peitsche
- 47 Gerücht

Ein «M» monopolistischer

Höhere Preise als an der FH, Konkurrenzverbot für das Adhoc: Die Migros nützt ihre Monopolstellung auf dem Rosenberg aus. Und die Universität gewährt studentischen Vertretern keinen Einblick in die Verträge.

Dass die Preise in der Migros-Mensa an der Fachhochschule St. Gallen tiefer sind als jene an der HSG, ist eine alte Geschichte. Über die Gründe dafür wurde schon viel spekuliert. Dass die Migros auf dem Rosenberg von ihrer Monopolstellung profitiert, lässt sich zumindest nicht abstreiten, gibt es neben der Mensa kaum Verpflegungsmöglichkeiten auf dem Rosenberg.

Ein Blick in den Kooperationsvertrag, welcher die Universität zur Neueröffnung der Mensa 2009 mit der Migros abgeschlossen hat, würde ein für alle Mal Antworten liefern. Er regelt, zu welchen Bedingungen die Migros die Mensa an der HSG betreibt. Doch den Vertrag hält die Universität unter Verschluss. In gerade dieses Papier müsste aber die Mensakommission Einsicht erhalten, wenn sie ihren Aufgaben pflichtgerecht nachgehen will.

Kein Einblick in Dokumente

Die Kommission, welcher Vertreter der Studentenschaft, der Migros, der Universität sowie externe Mitglieder beisitzen, hat gemäss Reglement folgende Aufgaben und Kompetenzen: (a) das Anrecht zur Mitbestimmung des Anbieters, (b) die Beurteilung der

Kundenzufriedenheit, (c) die Betreuung eines Reklamationsmanagements, (d) das Tätigen von Investitionen zur Verbesserung des Angebots, (e) die Stellungnahme zum Reporting der Mensa, (f) die Mitwirkung bei der Festlegung, Überprüfung und Anpassung des Betriebskonzepts der Betreiberin und (g) die Mitwirkung bei der Ausarbeitung von Arealstrategien.

Um diese Verantwortlichkeiten wahrnehmen zu können, wäre nicht nur Einblick in den Vertrag zwischen Universität und Migros wichtig, sondern auch Zugang zum Betriebskonzept und der Rechnungslegung der Mensa. Gemäss Anastasia Beheshti, Präsidentin des Studentenparlaments, wurde den studentischen Vertretern der Kommission aber nie Einblick in diese Dokumente gewährt. Und auch die Kundenzufriedenheit sei in letzter Zeit systematisch überprüft worden.

Studiengebühren für die Mensa

Hinzu kommt: Für die Mensakommission wurde ein HSG-Spezialfonds, der Mensafonds, eingerichtet. Diesem fliessen aus jeder bezahlten Semestergebühr drei Franken zu – oder jährlich rund 48000 Franken. Mit

diesen studentischen Geldern im Fonds werden Projekte wie eine zusätzliche Kaffeemaschine im B-Gebäude oder ein Foccaccia-Ofen finanziert. Wenn Studenten also die Mensa mit ihren Studiengebühren mitfinanzieren, sollten studentische Vertreter auch Einsicht in den Vertrag erhalten. Gemäss Anastasia Beheshti bedient sich die Universität aber einer Ausre-detaktik: «Jedes Mal, wenn wir nach dem Vertrag fragen, heisst es, dass man nicht genau wisse, wo er abgelegt ist.» Herausgegeben worden sei der Vertrag bisher aber nicht.

«Ich bin enttäuscht, dass wir den Vertrag nicht einsehen können», sagt Beheshti. Dies bestätigt auch Max Faulhammer, SHSG-Vorstandsmitglied und Präsident der Mensakommission: «Die Mensakommission versucht seit Jahren, Einblick in die relevanten Passagen zu erhalten, um ihren reglementarischen Pflichten nachzukommen. Fakt ist auch, dass sie bislang keinen Einblick erhalten hat.» Über die Gründe dafür kann auch SHSG-Präsident Mario Imsand nur spekulieren: «Ich gehe davon aus, dass in dem Vertrag eine Geheimhaltungsklausel verankert ist. Was genau der Grund ist, weiss ich aber nicht.» Man sei momentan im Gespräch mit Verwaltungsdirektor Bruno Hensler, da die aktuelle Situation unbefriedigend sei und Raum für Spekulationen zulasse, sagt Imsand.

Konkurrenzverbot für Adhoc

Das Monopol der Migros auf dem Rosenberg hat derweil bizarre Formen angenommen: Wer auf dem Universitätsgelände einen Apéro für Gäste bereitstellen will, ist verpflichtet, das Cateringangebot der Migros zu beziehen. Das ist gerade für die SHSG und Vereine problematisch, sind doch die Preise der Migros für solche Apéros

Der Vertrag, den die Uni mit der Migros abgeschlossen hat, bleibt hinter Schloss und Riegel.



nicht für alle studentischen Vereine tragbar. Auch das Adhoc darf ausser Sandwiches (und auch das erst ab 16 Uhr) keine Speisen anbieten. «Ich bin ganz klar der Meinung, dass dieses Konkurrenzverbot für den Bereich G aufgehoben werden sollte», sagt sie. Während die Mensa zusätzlich durch den Mensafonds unterstützt wird, finanziert sich das Adhoc selbst – und nutzt allfälligen Gewinn zur weiteren Senkung der sonst schon tiefen Preisen. «Das Adhoc kann aber über den Mittag nicht mal einen Hot Dog für drei Franken anbieten», sagt Beheshti.

Auch Max Faulhammer stösst sich am Konkurrenzverbot: «Studierenden wird an dieser Universität das bilaterale Polypol zur Erreichung eines effizienten Marktes gelehrt – es soll möglichst viele Marktteilnehmer geben. Dass die Studierenden Unverständnis äussern, weil die Uni nun in diesem Bereich selbst ein Monopol geschaffen hat, kann ich deshalb komplett nachvollziehen.» Die Universität solle endlich mit offenen Karten spielen, findet Beheshti: «Dieser

Vertrag ist essentiell und ganz bestimmt nicht in irgendeinem Laufwerkordner der Universität verschwunden!» Trotzdem will Beheshti hervorheben, dass die Monopolstellung nur ein Aspekt ist. Die Mensa sei stets offen, die Ideen der Studenten und der Mensakommission aufzunehmen und versuche, ihr Angebot an

die Bedürfnisse der Studenten anzupassen. «Auch die Zusammenarbeit in der Kommission ist gut.»



Text/Bild

Nina Amann

Kommentar

Die Universität verzichtet bewusst darauf, den Kooperationsvertrag mit der Migros auszuhändigen. Dafür mag es verschiedene Gründe geben; die Taktik täuscht aber nicht darüber hinweg, dass hier etwas geheim gehalten wird. Zumal via Mensafonds auch studentische Gelder in die Betreuung der Mensa fliessen, muss die Universität endlich mit offenen Karten spielen. In ein paar Jahren muss der Betreibervertrag für die Mensa gemäss öffentlichem Beschaffungs-

wesen zudem neu ausgeschrieben werden und neben der Migros können sich neue Betreiber um den Zuschlag bewerben. Spätestens dann sollte die Universität die Möglichkeit nutzen, endlich Transparenz zu schaffen. Sollte sie mit dem neuen Betreiber einen ähnlich geheimen Vertrag aufzusetzen, kann sie sich auf Gegenwehr der Studentenschaft schon mal vorbereiten.

Nina Amann

Anzeige

Variety of career options

Whether you do an internship,
get a graduate position or enter
a graduate program – at KPMG
you can jump-start your career
in Audit, Tax and Advisory.

kpmg.ch/careers



HSG Short News



Cash ist nicht mehr King im Adhoc. (zvg)

Bargeldlos im Adhoc bezahlen

Cash ist nicht mehr King im Adhoc! Die Zeiten, in denen man vom Adhoc zurück ins Bibliotheksgebäude rennen musste, um Bargeld für seinen Kaffee abzuheben, sind vorbei. Ab sofort kann man sowohl in der Campus-Bar als auch im Meeting Point mit Karte bezahlen. Pitcher, Kaffee und alle weiteren Getränke und Snacks gibt's neu auch gegen Bezahlung mit Maestro, Mastercard, Visa, V Pay und Applepay. Für Ausgaben bis zu 40 Franken funktioniert das Ganze sogar «contactless».

Bildet die HSG bald Informatiker aus?

Ab 2019 könnten sich an der HSG neben den Klischee-BWellern bald auch Klischee-Nerds tummeln. Eine Machbarkeitsstudie kommt zum Schluss, dass die Einführung eines Informatik-Schwerpunkts «machbar und sinnvoll» ist. Die Studie empfiehlt einen Wirtschaftsinformatik-Studiengang, wofür acht Professuren nötig wären, schreibt das St. Galler Tagblatt. Acht Jahre soll es gehen, bis der Studiengang selbsttragend wäre; für diese Startphase wäre eine Anschubfinanzierung von rund 30 Millionen Franken nötig.



Lea von Bidder (zvg/Ava)

Gründerin des Jahres 2017

Lea von Bidder wurde stellvertretend für das Unternehmen «Ava» zur HSG-Gründerin des Jahres gekürt. Von Bidder hat zusammen mit ihrem Team ein Armband entwickelt, welches die fruchtbaren Tage bei Frauen erkennen soll. Das Armband trägt die Frau über Nacht am Handgelenk und wird am kommenden Morgen mit einer App synchronisiert.

Frische Luft für Nichtraucher

Es bläst ein frischer Wind rund um die Universität: Seit neuem gilt vor allen Gebäudeeingängen ein Rauchverbot. Die Aschenbecher wurden verschoben, Raucher müssen neu ein paar Schritte Abstand von den Eingängen nehmen. Neben dem Gesundheitsschutz der Nichtraucher hat das einen weiteren positiven Nebeneffekt: Vor den Gebäuden herrscht vor allem zur Pausenzeit weniger Gedränge.



Was tun, wenn's brenzlich wird?

Studenten müssen an den Evakuationsübungen der HSG nicht teilnehmen. Stattdessen gibt es ein geschultes Notfallteam. Weisst du, wie du dich im Notfall verhalten musst?

Jedes Jahr wird den Assessies in der Eröffnungsveranstaltung der Startwoche das Notfall-Video gezeigt. In drei Kapiteln wird im Instruktionsfilm erklärt, wie man sich im Ernstfall zu verhalten hat. Nur: Wenn nicht nach den Eskapaden im Ausgang während der Startwoche dann spätestens im vierten Semester hat man vergessen, wo der Sammelpunkt ist oder welche Telefonnummer man bei Feuer zu wählen hat.

Notfallteams mit Leuchtwesten

Zwar hängen überall auf dem Campus verteilt Sicherheitsanweisungen für das Verhalten im Ernstfall, doch welcher Student kann von sich behaupten, diese je gelesen zu haben? Das Wichtigste vornweg: «Im Ereignisfall weisen die Mitglieder des Notfallteams der Universität – erkennbar durch das Tragen einer beschrifteten Leuchtweste – den Personen den Weg zu den entsprechenden Sammelpunkten», sagt Hans Jörg Baumann, Sicherheitsverantwortlicher der HSG. Die Sammelpunkte befinden sich beim Parkplatz an der Varnbuelstrasse 19, beim Haupteingang der Helvetia sowie beim Parkplatz der Grabenhalle im Falle von Ereignissen in den HSG-Gebäuden in der Stadt.

Gemäss der Stadtpolizei St. Gallen sollten in «regelmässigen Abstän-

den» Evakuationsübungen durchgeführt werden. Dabei gehe es nicht in erster Linie darum, möglichst viele Personen in kürzester Zeit zu evakuieren. Die Übungen dienten vielmehr der Schulung der Verantwortlichen wie der Stockwerkhelfer oder des technischen Personals.

In den vergangenen dreieinhalb Jahren hat zumindest die Autorin dieses Textes weder eine solche Übung mitmachen müssen noch irgendwann einen Alarmtest gehört. Eine rechtliche Verpflichtung für solche Übungen bestehe gemäss Baumann denn auch keine. Der Grund dafür ist einfach: «Aus Rücksicht auf den Lehr- und Prüfungsbetrieb werden Studenten nicht in die Übungen integriert. Die Mitglieder des Notfallteams absolvieren aber regelmässig umfangreiche Ausbildungen und Notfallschulungen», sagt Baumann. Dazu gehören Evakuationsübungen in Zusammenarbeit mit der Berufsfeuerwehr St. Gallen. Auch stehe die Universität in regelmässigem Kontakt mit den Blaulichtorganisationen.

Auch einen Amoklauf könne die Uni leider nicht vollständig ausschliessen, sagt Baumann. Deswegen gilt auch in diesem Fall, sich an ein Verhaltensmuster zu halten: 1. Ruhe bewahren. 2. Rückzug in den nächsten Seminarraum. 3. Abschiessen der Türe. 4.

Von der Türe wegtreten. 5. Mobiltelefon bis auf eines ausschalten. 6. Nummer des eingeschalteten Mobiltelefons und Befindlichkeiten der Personen im Raum auf einen Zettel schreiben und ans Fenster hängen. 7. Licht ausschalten. 8. Den Raum erst verlassen, wenn die Rettungsorganisationen einen aus dem Raum leiten.



Text/Bild

Nina Amann



Text

Laura Rufer



Was tun, wenn's brennt

Aufzüge nicht benutzen!

1. Alarmieren

Ruhe bewahren, Feuerwehr 118 alarmieren, Handtaster betätigen.

2. Retten und warnen

Hilfe leisten, gefährdete Personen warnen, Behinderte und Verletzte retten.

3. Löschen

Feuer mit Handlöschern oder Wasserlöschposten bekämpfen, sich nicht in Gefahr begeben.

4. Sichern

Beim Hinausgehen Fenster und Türen schliessen.



Weitere Informationen findest du hier.

Im Notfall ist es besser, nicht kopflös aus dem Gebäude zu rennen.



Lifting für die «HSG-Gewerkschaft»

Im Mittelbau der Universität St. Gallen ist an der einen oder anderen Stelle der Wurm drin. Die anstehende Reform soll der grössten Gruppe von Angestellten an der HSG endlich zu (besser) funktionierenden Strukturen verhelfen.

1500. Das ist nicht etwa die Postleitzahl eines hinterwäldlerischen Bauerndorfes, sondern vielmehr die Mitgliederanzahl des Mittelbaus der HSG. Darunter werden angestellte Doktoranden, Lehrbeauftragte, Assistenz- und Titularprofessoren, ständige Dozenten und je nach Auffassung auch emeritierte Professoren subsumiert. «Der Mittelbau als Organisation ist sowohl bei den Mitgliedern, als auch ausserhalb kaum bekannt.» In Anbetracht der frappanten Heterogenität der Mitglieder kommt diese Aussage von Benjamin Märkli, Vorstandsmitglied des Mittelbaus, lediglich einer mittleren Sensation gleich.

Kuno Schedler, Prorektor Forschung & Faculty, ist dennoch überzeugt, dass die Bedeutung des Mittelbaus nicht unterschätzt wird. Denn der Mittelbau hat in allen Gremien der HSG seine Vertretungen und damit ein Mitspracherecht. «Es ist eher so, dass der Mittelbau schwer fassbar ist», erklärt Schedler. Auf die Wichtigkeit des Mittelbaus angesprochen, betont Benjamin Märkli, dass der Mittelbau aufgrund der zahlenmässigen Aufstellung einen grossen Teil der Arbeit an der HSG leistet. Das ist nicht nur im Lehrbetrieb, sondern auch in der Forschung der Fall.

Im zehnköpfigen Vorstand des Mittelbaus werden die meisten Aufgaben als Gremium bearbeitet. Einzig der Präsident kann gewisse Geschäfte alleine erledigen. Eigentliche Ressorts gibt es nicht, und die spezifischen Aufgaben werden ad hoc zugeteilt. Dreimal pro Semester findet eine ordentliche Sitzung statt. In hohem Grade problematisch ist, dass

manchmal nur schwer Informationen zwischen Vorstand und Gremienvertretern fliessen können. Nun soll die Organisation so reformiert werden, dass der Mittelbau seine Vertretungsfunktion effektiver wahrnehmen kann.

Unstrukturierte Strukturen

Die weiteren Gründe, weshalb die anstehende Reform von grosser Dringlichkeit ist, sind vielfältig. Einerseits gibt es kein institutionalisiertes Verfahren, mithilfe dessen auf strukturierte Art und Weise von allen betroffenen Gruppen des Mittelbaus Stellungnahmen eingeholt werden können. Andererseits liegen der Uni die administrativen Daten des Mittelbaus nicht in aggregierter Form vor. Eine Stelle hat alle Mail-Adressen, eine zweite weiss, welchen Personen Lohn bezahlt wird, und eine dritte Stelle hat Kenntnis darüber, wer wo forschungsmässig angegliedert ist. Mehr Dezentralisation geht nicht.

Zusätzlich gibt es personelle Hürden: Die Assistenten verfügen über eine sehr hohe Fluktuation; externe Lehrbeauftragte haben ein stark beschränktes Interesse daran, sich angesichts des Zusatzaufwandes und des überschaubaren Mehrwerts im Mittelbau einzubringen. Wenig förderlich ist, dass Selbstverwaltungsaufgaben des Mittelbaus im Wesentlichen ehrenamtlich erfolgen. Augenscheinlich ist es lukrativer, in dieser Zeit etwas zu publizieren, als sich in ebendieser Selbstverwaltung zu engagieren.

Ein äusserst verführerischer Ansporn wäre, das Engagement von Mittelbau-Vertretern mit einer Redukti-

on der Lehrverpflichtungen zu honorieren – sowie das an anderen Universitäten bereits der Fall ist. Konkret zur Diskussion gestanden ist eine solche Entlastung gemäss des Vorstandsmitglieds Benjamin Märkli allerdings (noch) nicht. Prorektor Kuno Schedler stellt klar: «Das Engagement der Faculty in akademischen Kommissionen wird an der HSG generell nicht mit einer Reduktion der Lehrverpflichtungen honoriert. Das ist Teil des Jobs.» Nur in Ausnahmefällen ist eine Reduktion möglich. Ob dies für das Präsidium des Mittelbaus der Fall ist, wird von der Universitätsleitung im Rahmen des Projekts zu beurteilen sein.



Stupa 2.0?

Anhand der Reform soll die Vertretung aller Teilbereiche und Schools institutionalisiert werden. Es soll sichergestellt werden, dass alle Anspruchsgruppen repräsentiert sind. Dies wird gemäss Märkli, Vertreter der Law School, aller Voraussicht nach über eine Statutenänderung angestrebt. Die Zusammenführung der administrativen Daten der Mittelbau-Angehörigen befindet sich ebenfalls auf vielversprechendem Weg. Im Vorstand zirkuliert auch die eine oder andere revolutionäre Idee: «Es gibt Überlegungen, ein Mittelbau-Parlament im Stile des Studentenparlaments zu gründen», berichtet Benjamin Märkli.

«Da der Mittelbau eine Interessenvertretung ist, gibt es zwischen uns und der Universitätsleitung bisweilen Diskussionspunkte. Die Kommunikation funktioniert aber gut», stellt Märkli klar. Die Organisation verfügt über evidente Parallelen mit einer Gewerkschaft im Arbeitsmarkt. Zwischen dem Arbeitgeber (Universitätsleitung) und der Gewerkschaft (Mittelbau) gibt es gewisse Spannungen. Das liegt in der Natur der Sache und ist unvermeidlich. Diesbezüglich liess Erik Hofmann, Präsident des Mittelbau-Vorstandes, gegenüber dem St. Galler Tagblatt verlauten, dass er die Diskussionskultur an der HSG sehr schätze. «Wenn man gut argumentiert, kann man viel erreichen.» Für die anstehende Reform kann der Mittel-

bau fürwahr auf tatkräftige Unterstützung vonseiten der Universitätsleitung zählen. «Das Rektorat sieht die Notwendigkeit einer solchen Reform und hat daher das Projekt von Anfang an aktiv unterstützt», betont Schedler. Das gipfelt darin, dass die Uni eine befristete 50-Prozent-Stelle für das Reformprojekt gesprochen hat.

Kooperationskiller Fluktuation

Benjamin Märkli betont das reichlich vorhandene Interesse des Mittelbaus an einer verstärkten Zusammenarbeit mit der Studentenschaft (SHSG). Diesen Plänen steht regelmässig das Problem der noch höheren Fluktuation im Vorstand der SHSG (jährliche Neuwahl) im Weg. Das letzte gemeinsame Projekt, an dem Märkli beteiligt war, nahm längere Zeit in Anspruch und schliesslich wurde der Vorstand der Studentenschaft ausgewechselt. Beim neuen Vorstand war das ganze Projekt dann nicht mehr auf dem Radar. Doch auch die SHSG strebt nach intensiverer Zusammenarbeit mit dem Mittelbau. «Wir werden uns demnächst mit dem Vorstand des Mittelbaus treffen, um mögliche Synergiepotenziale zu besprechen», gibt Mario Imsand, Präsident der SHSG, zu Protokoll.

Das Prorektorat Forschung & Faculty wurde erst im Sommer 2016 in dieser Form geschaffen und befindet sich noch im Aufbau. Prorektor Kuno Schedler kann trotzdem von in-

takten Kommunikationflüssen berichten: «Der Präsident des Mittelbaus und ich stehen in regelmässigem Kontakt und haben ein sehr gutes Einvernehmen.»

Die Reform ist nicht alles

Darüber hinaus wird auf das kommende Herbstsemester hin ein neues Konzept für Karrierewege im Mittelbau in Kraft treten. Mithilfe dieses Konzepts können vielversprechende Nachwuchswissenschaftler auf einem Karrierepfad zum assoziierten Professor befördert werden. Ausserdem können junge Akademiker dank eines seit einem Jahr existierenden Programms ihre Karrierechancen rechtzeitig abklären. Es tut sich also auch neben der eigentlichen Reform so einiges.

Benjamin Märkli und mit ihm der gesamte Mittelbau-Vorstand blickt guten Mutes in die nahe Zukunft: «Das aktuelle Reformprojekt ist gut aufgestellt und ich bin überzeugt davon, dass dieses Projekt ein erfreuliches Ende finden wird.» Bis Ende Oktober soll die Neuordnung fertig ausgearbeitet sein. Möge das anstehende radikale und ganzheitliche Lifting die gewünschte Wirkung entfalten.

**Text**

Fabian Kleeb

**Bild**

Nina Amann

Die Interessen der einzelnen Anspruchsgruppen innerhalb des Mittelbaus können zurzeit nur ungenügend eruiert und gebündelt werden — eine Reform ist unausweichlich.



Keine Gelder für Rekurse

Bei einem Rekurs scheuen Studenten wegen geringer Erfolgsaussichten und hoher Kosten den Weg durch die Instanzen. Gerade in Härtefällen wäre finanzielle Unterstützung durch die Studentenschaft im Interesse aller Beteiligten.

Die Prüfungsphase verlangt den Studenten viel ab. Die Bibliothek platzt aus allen Nähten, mit leeren Blicken bewegen sich die Hochschüler über den Campus. Nach den Prüfungen wird der Notenvoranzeige entgegenfiebert, welche für manche mit einer bösen Überraschung aufwartet. Die Prüfungseinsicht verwandelt sich in einen orientalischen Basar. Dort werden die Stimmen lauter und der halbe Punkt entscheidet über Leben und Tod. Lange Schlangen bilden sich vor jenen Einsichten, die sich nicht gerade mit einer funktionierenden Organisation rühmen können.

Jeder, der schon einmal mit einem Prüfungsassistenten diskutiert hat, weiss, dass es einfacher ist, ein Stück Granit abzubeissen. Oftmals ist es aussichtslos, da sowieso nur über falsch zusammengezählte oder fehlende Punkte verhandelt werden kann. Geht es um andere Streitpunkte, wird der Student auf den Weg des Rekurses verwiesen. Dennoch gibt es immer wieder Studiengenossen, die anlässlich weniger Punkten vor die Rekurskommission ziehen – mit einem finanziellen Zustupf des Vaters im Rücken.

Verletzung fundamentaler Rechtsgüter

Abgesehen von solchen Bagatellen gibt es Fälle, in denen fundamentale Rechte von Studenten tangiert sind. «Es handelt sich hierbei um schätzungsweise zwei bis drei Fälle pro Jahr», sagt Elias Reichsöllner, Mitglied der Rekursberatung der Studentenschaft. Aktuell können Studenten der HSG gegen Verfügungen der Uni-

versität Rekurs einlegen: Die erste Instanz ist die Rekurskommission, die zweite der Unirat. Erst dann wird der Rekurs drittinstanzlich von einem Gericht behandelt. Das Rekurrieren ist jedoch ab der ersten Instanz mit hohen Kosten verbunden: Primär sind das Anwalts- und Verfahrenskosten, die im Falle einer Abweisung des Rekurses vom Studenten zu übernehmen sind. Das hohe finanzielle Risiko als Einzelperson und eine vor einigen Jahren vollzogene Kostenerhöhung hält derzeit Studenten davon ab, allenfalls kontroverse Urteile der Rekurskommission beziehungsweise des Unirats vor die nächsthöhere Instanz zu bringen. Dies ist dringend nötig, da sich noch keine höhergerichtliche Rechtsprechung zur entsprechenden Thematik etabliert hat.

Ein konkreter Fall, in welchem fundamentale Interessen tangiert waren, betraf einen Assessment-Studenten. Dieser hatte seine wissenschaftliche Hausarbeit per Einschreiben an die Prüfungsleiterin und per A-Post an die Studienadministration versendet. Ebenfalls schickte er der Prüfungsleiterin das PDF-Dokument seiner Arbeit per Mail. Der rechtzeitige Eingang der Arbeit per Post und per Mail wurde ihm von der Prüfungsleiterin bestätigt. Gemäss dem Merkblatt war lediglich eine Abgabe bei der Studienadministration und das Mail mit dem PDF-Dokument an die Prüfungsleiterin notwendig. Der Student wollte mit der postalischen Zustellung der Arbeit an die Prüfungsleiterin jedoch auf Nummer sicher gehen. Aus ungeklärten Gründen kam der Brief bei der Studienadministration jedoch nie an. Obwohl das Einschrei-

ben bei der Prüfungsleiterin rechtzeitig ankam und obwohl er die Postquittung vorweisen konnte, wurde sein Rekurs betreffend Enreichungsfehler abgewiesen. Er bekam für die Arbeit die Note 1, was das Nichtbestehen des Assessment zur Folge hat.

Dies kann als krasser Verstoß gegen das Verhältnismässigkeitsprinzip und als überspitzter Formalismus interpretiert werden. Bei diesem Fall wäre eine Grundsatzentscheidung wünschenswert gewesen, da sie alle Studenten betrifft und auch alle Studenten davon profitieren würden. Aus zuverlässigen Quellen weiss prisma, dass es zu einer aussergerichtlichen Einigung mit der Uni gekommen ist.

Fehlende Kriterien zur Entscheidfällung

Genau für solche Härtefälle wollte Elias Reichsöllner ein Budget beantragen, welches ermöglicht hätte, rekurrierende Studenten im Falle von Grundsatzentscheiden, die fundamentale Interessen aller Studenten betreffen, zu unterstützen. Angepeilt waren in einem ersten Schritt etwa 15 000 Franken. Einen Anwalt, der sich um die von der Studentenschaft ausgesuchten Fälle gekümmert hätte, habe er bereits gefunden.

Wenn die Rekursberatung der Studentenschaft einen Fall betreut, den sie als förderwürdig erachtet, soll sie die Möglichkeit haben, einen Antrag auf finanzielle Unterstützung an den SHSG-Vorstand zu stellen, findet Elias Reichsöllner. Der Vorstand könnte gemeinsam darüber entscheiden, ob die Studentenschaft das finanzielle Risiko des Falls tragen möchte oder nicht. Denkbar wäre



ebenfalls, dass die Rekursberatung bei der Evaluation von emeritierten Professoren beraten wird.

Ein solches Budget müsste das Studentenparlament (Stupa) zusprechen. Als Aussenstehender ist es Reichsöllner jedoch nicht möglich, im Stupa Anträge zu stellen. Deshalb war er darauf angewiesen, dass jemand vom Vorstand der Studentenschaft einen entsprechenden Antrag für ihn einreicht. Dieser hält die Sache zwar für unterstützungswert, wie Vizepräsident Eric Tarantini bekräftigt. Ihm und dem Finanzvorstand fehlten jedoch handfeste Kriterien, welche es ermöglicht hätten, über den Vorschlag der Rekursberatung zu entscheiden. Ausserdem sieht die SHSG die Schaffung eines Budgetpostens kritisch und spricht sich stattdessen für die Einrichtung eines Fonds aus.

Ebenfalls stellen sich für den Vorstand viele Folgefragen: Wie hoch soll das Budget ausfallen? Wie lange werden laufende Verfahren unterstützt? Wäre ein Einsatz studentischer Gelder für diesen Zweck auch gerechtfertigt, wenn der Rekurs schlussendlich nicht erfolgreich ausfällt? Die wichtigste Frage wäre wohl, wie im Zusammenhang mit der ständigen Fluktuation in den studentischen Gremien eine objektiv begründete Genehmigung von Geldern auch in Zukunft sichergestellt werden soll.

Als Alternative zur Rekursfinanzierung bemüht sich die SHSG präventiv bei den Prüfungseinsichten anzusetzen. Die qualitative Verbesserung der Einsichten soll sich damit positiv auf das Rekurswesen auswirken.

Mit diesen Kritikpunkten und dem fehlenden juristischen Fachwissen fühlte sich der Vorstand schlicht nicht in der Lage, damit vor das Stupa zu gehen. Eric Tarantini rechtfertigt die Handlungen des Vorstandes mit der fehlenden, schriftlichen Ausarbeitung der voraussichtlichen Organisation einer Rekursfinanzierung, diese wäre notwendig gewesen, um im Stupa eine Sprechung von studentischen Geldern überhaupt zur Sprache zu bringen. Reichsöllner hatte zwar das Vorhaben auf Papier gebracht; dem Vorstand war dies jedoch zu wenig, da für ihn wichtige Fragen ungeklärt blieben.

Es blieb Reichsöllner somit nichts anderes übrig, als den Antrag von der Präsidentin des Stupas einreichen zu lassen. Da im vom Präsidium eingereichten Antrag ein konkreter Betrag

für die Neubudgetierung aber fehlte, konnte gar nicht über den Antrag abgestimmt werden. Dennoch entbrannte eine Diskussion im Parlament, wobei auch dort eine ähnliche Meinung wie im SHSG-Vorstand vertreten wurde: Es fehlen Kriterien zur Bestimmung der fundamentalen Interessen. Ferner wird von einigen Parlamentariern befürchtet, dass die Anzahl an Rekurse ins Unermessliche steigen könnte. Am Ende der Diskussion resultierte keine einheitliche Meinung unter den Parlamentariern.

Über dem Gesetzgeber?

Es drängt sich in der vorherrschenden Diskussion die Frage auf, ob die Studentenschaft und das Stupa in der ganzen Diskussion um «fehlende Kriterien» und «ins Unermessliche steigende Rekurse» ihre Kernaufgabe vergessen: die Wahrnehmung studentischer Interessen. Letztendlich geht es nicht darum Studenten dabei zu unterstützen, bessere Noten einzuklagen, sondern um absolute Härtefälle. Gerade weil die Fälle sehr unterschiedlich und unerwartet sind, ist es schwierig, Entscheidungskriterien zu definieren. Es wären Fälle denkbar, die plötzlich aufgrund zu enger Kriterien nicht unterstützt werden könnten. Die Vielfalt an Möglichkeiten lässt sich auch gar nicht mit Hilfe von Kriterien erfassen. Oftmals wird erst klar, dass krass missbräuchliche Rechtsanwendung vorliegt, wenn der Fall behandelt wird.

Ein Blick ins Verfahrensrecht schafft hier Aufklärung. Zur Beantragung unentgeltlicher Rechtspflege braucht es genau zwei Kriterien: Der Antragssteller muss bedürftig sein und der Fall darf nicht aussichtslos sein. Einfacher geht es nicht. Der juristische Sekretär der Rekurskommission macht für das Justizdepartement, welches über Anträge bezüglich unentgeltlicher Rechtspflege entscheidet, eine Beurteilung der Erfolgchancen. Diese fällt negativ aus, sobald keine konkreten Anhaltspunkte für Willkür in der Rekursbegründung erkennbar sind. Wenn schon der Gesetzgeber keine genauen Kriterien definiert (und auch gar nicht kann), weil alle möglichen Fallkonstellationen denkbar wären, warum sollte dann die SHSG einen genau definierten Kriterienkatalog haben?

Das Stupa sollte Vertrauen in die Fachkompetenz der Rekursberatung und in die Entscheidungskompetenz

des Vorstands über die finanzielle Unterstützung einzelner Rekurse haben. Eine Beratung über die einzelnen Fälle im Stupa wäre nicht denkbar, da es immer wieder Fristen gibt, die einzuhalten sind. Die Rekursberatung muss darum in der Lage sein, schnell auf Anträge einzugehen.

Ausserdem ist es nach Reichsöllner selbstverständlich möglich, sich in die Aufgaben bei der Rekursberatung einzuarbeiten, weshalb die regelmässige Fluktuation kein Problem darstellen sollte. Darüber hinaus sollte noch jeder mit gesunder Rechtskenntnis gesegnete Nicht-Jurist erkennen können, dass fundamentale Interessen aller Studenten betroffen sind. Dem SHSG-Vorstand wären diese Kompetenzen zweifellos zuzutrauen.

Würde das Budget zur Unterstützung von Studenten bei Rekursen gesprochen werden, bestünde ausserdem die Pflicht einer Rechnungsrevision. Deshalb sind Bedenken, dass die vermeintlich unkontrollierte Rekursberatung beziehungsweise auch der Vorstand mit dem Geld machen können, was sie wollen, ebenfalls unhaltbar. Entsprechende Rekursfinanzierungen könnten als regulärer Aufwand verbucht werden. Sollte die SHSG das Verfahren gewinnen, so würden die Prozesskosten zurückerstattet werden. Lediglich für die Einlage vor der Rekurskommission anfallenden Anwaltskosten könnten nicht zurückerstattet werden. Die finanziellen Risiken wären somit gering beziehungsweise abschätzbar.

Die Rekursfinanzierung über einen Fonds zu organisieren, wäre zwar eine andere, legitime Herangehensweise, aber doch etwas fraglich. Sogar die Studentenschaft selber hat einen Budgetposten «Rechtsbeistand», welcher ihnen im Falle eines anstehenden Gerichtsprozesses erlaubt, einen Anwalt hinzuzuziehen.

Studentische Interessen im Bachtobel

Die Studentenschaft und das Stupa verkomplizieren die Angelegenheit unnötig. Dennoch wirkt vor allem ein Kritikpunkt gerechtfertigt: Eine leichtfertige Vergabe von Studiengeldern, auch wenn diese im Interesse der Studenten liegen, gilt es zu vermeiden. Eine solche Vergabe ohne schriftliche Ausarbeitung von einem Entscheidorgan wie dem Stupa zu erwarten, mutet illusorisch an. Damit lässt sich letztendlich auch die

nicht-zielführende Diskussion im Stupa erklären. Die Grundlage, welche das Thema «Rekursfinanzierung» bot, liess zumindest für das Stupa nicht mehr zu, weshalb bei den Parlamentariern sowie letztendlich auch beim SHSG-Vorstand viele Fragen offenbleiben.

In Anbetracht der leichtfertigen Zusprache von Geldern für die Einrichtung eines Ruheraums an der Uni, der langjährigen Toleranz gegenüber dem Abfluss von Studiengeldern an den Verein Aiesec (prisma berichtete) und den langjährigen, mittlerweile erfolgreichen Bemühungen vor jedem Eingang der Uni rauchfreie Zonen zu etablieren, hinterlässt die Argumentation des Stupas einen fahlen Geschmack von Scheinheiligkeit.

Es gilt nun eine saubere Basis zu schaffen, damit das fundamentale Interesse der Studenten an einer Rekursfinanzierung wahrgenommen werden kann. Dass präventive Massnahmen zur qualitativen Verbesserung der Prüfungseinsichten Härtefälle verhindern werden, erscheint schimärisch. Die Mühlen der Verwaltung mahlen bekanntlich langsam, weshalb es wahrscheinlicher ist, dass die studentischen Interessen im metaphorischen Bachtobel versenkt werden.



Einzigartig unersetzlich: Sprachnachweis an der HSG

Weder ein Austauschjahr in den USA, das Englisch-Assessment, noch 113 Punkte im Toefl genügen den Ansprüchen der HSG an einen anrechenbareren C2-Nachweis. Ein nicht ganz ernst gemeinter Kommentar.

Eine Sprache beherrscht man nicht durchs Sprechen, Schreiben, Lesen und Hören, sondern einzig und allein durch das Nachweisen der richtigen Zertifikate. Daher ist es von galaktischer Wichtigkeit, die rechtlich verbindlichen Grundlagen zu verinnerlichen. Es liegt darum auf der Hand, dass man sich zur mustergültigen Vorbereitung für das Erlernen einer Sprache zuerst durch die übersichtlich und gestalterisch enorm ansprechenden Seiten der Universität klickt. Logischerweise lässt sich *das* Dokument aller Dokumente ganz einfach unter dem Subpunkt «Rechtsgrundlagen und Merkblätter» finden. Auf weiterführende Links geklickt und sich durch das ultraspannende Dokument «Ausführungsbestimmungen Sprachen» gekämpft, merkt man, da man das Kleingedruckte selbstverständlich mit bestechender Aufmerksamkeit liest, dass Sprachnachweise nur für Zertifikate gelten, die auch einen mündlichen Teil beinhalten (also Interaktionen zwischen Studenten und Prüfungsleitern und nicht etwa

mit einem Elektronengehirn). Falls einem diese Informationen noch nicht zufriedenstellen, findet man ein weiterführendes, ausführlicheres Dokument unter der Kategorie «Austausch Leistungen» – und das, obwohl man sich für die Anrechnung der Sprachen an der HSG und nicht einmal ansatzweise für den Austausch interessiert.

Lokal vor international

Wer an der HSG den Englischkurs auf Niveau C2 besucht und die überaus knifflige Prüfung besteht, ist klipp und klar im Kompetenzvorteil gegenüber Absolventen eines Toefl-Tests. Dies könnte vorerst etwas verstörend wirken, da der Toefl immerhin international anerkannt ist. Zudem liegt ihm ein nicht von schlechten Eltern stammendes Schema zu Grunde, das sowohl Text- und Hörverständnis, als auch Schreib- und Redekünste testet. Im Rahmen einer fundierten Betrachtung sollte einem jedoch ins Bewusstsein dringen, dass der Toefl lediglich Auskunft über die Englischkenntnisse an einem bestimmten Tag gibt.

Dies ist wohl mitunter der Grund, weshalb der Toefl eine mickrige Gültigkeitsdauer von einem Tag (oder waren es zwei Jahre?) hat. Diese zeitliche Restriktion ist vor allem bei einer Sprache wie Englisch extrem notwendig, da man ihr im Studiumsalltag nur selten begegnet und somit das primär auswendig gelernte Sprachverständnis rasend schnell wieder vergisst. Die Universität bietet lobenswerterweise Abhilfe mit überaus nachhaltigen Lernstrategien im lokalen Sprachunterricht. So kann jeder, der den HSG-Englischkurs besucht hat, den Begriff «CIF» sein ganzes Leben lang völlig problemfrei definieren (kleiner Hinweis – Cost, Insurance, Freight).

Alles gerechtfertigt

Eminent wichtig zu verstehen ist, dass sich der Anbieter des Toefl eine Zuweisung von Punktzahl und GER-Stufe C2 bewusst schenkt. Die Referenz, dass 95 Punkte einem C1 und 113 Punkte (Maximalpunktzahl: 120) der Stufe C2 entsprechen würden, muss also schweren Herzens ausser Acht gelassen werden. Es ist daher nicht stossend, sondern vielmehr selbstredend, dass einem Studenten mit hervorragender Toefl-Punktzahl und absolviertem Englisch-Assessment der Sprachnachweis verwehrt wird. Der läppische Toefl gibt lediglich Auskunft über den Wissensstand eines Tages – die ganze Breite der Kompetenzstufe wird dabei nie und nimmer nachgewiesen.

Auch der computerbasierte TOEFL reicht nicht als C2-Sprachnachweis.



Text

Stephanie Rügger



Bild

Nina Amann



Kognitive Systeme an den Universitäten

Karin Vey, Innovationsexpertin des Forschungslabors von IBM in Zürich, hielt am Tag der Lehre eine Keynote zum Thema «Wie künstliche Intelligenz unser Leben und Lehren verändert».

Wer sich bereits in seiner Kindheit stark für Science-Fiction Filme oder Bücher interessiert haben sollte, hat vielleicht bemerkt, dass viele der behandelten Technologien und Konzepte plötzlich real werden. Einer der wesentlichen Gründe dafür dürfte der anstehende Übergang in eine neue industrielle Revolution sein. In der IT findet zunehmend ein Wechsel von standardisierten, programmierbaren Systemen hin zu den mit künstlicher Intelligenz ausgestatteten Systemen statt. Diese werden kognitive Systeme genannt.

Wieso werden solche Systeme überhaupt gebraucht? Das hängt sicherlich mit der zunehmenden Datenflut zusammen, mit welcher wir uns konfrontiert sehen. Alle zwei Jahre verdoppelt sich das digitale Universum. Für das Jahr 2025 wird eine Datenmenge von etwa 165 Zettabyte prognostiziert. Ein Zettabyte entspricht 10²¹ Byte.

Unstrukturierte Daten

Aus diesen Daten Sinn zu machen, ist genau das, was wir anstreben. Dadurch wird die Datenmenge aber nochmals erhöht. Ein Beispiel dazu bietet das Gesundheitswesen. Dort hat ein Arzt gewöhnlich Zugriff auf Rohdaten. Das wären beispielsweise Daten aus der elektronischen Krankheitsakte des Patienten, aber auch alle Veröffentlichungen in wissenschaftlichen Journalen und Lehrbüchern. Wenn man diese Daten mit einem Computer verarbeiten möchte, muss erstmal eruiert werden, was an interessanten Charakteristika da drinsteckt. Diese sogenannten Features müssen extrahiert werden. Danach sind die Domänen miteinander zu vernetzen. In welchem Kontext kommen bestimmte Symptome vor? Schlussendlich ist zur vollen kontextuellen Analyse überzugehen, wo es darum geht für alle Patienten zu eruieren, wie diese ganzen Faktoren zu-

sammenhängen. Bis dahin wurde zusätzlich ein Faktor 1000 an Daten geschaffen.

In diesem Kontext stellen unstrukturierte Daten ein Problem dar. Das sind in erster Linie alle Textdaten, Videodaten und Bilder. Diese machen heutzutage 80 Prozent des Datenflusses aus. Die herkömmlichen Computersysteme können damit nur sehr schlecht umgehen. Diese «dark data» soll nutzbar gemacht werden. Das geht nur mit den neuartigen kognitiven Computersystemen.

Beantwortung von Forschungsfragen

Wie können die Universitäten von solchen Systemen profitieren? Bislang verläuft dort die Forschung eher zufällig und opportunistisch. Aufgrund seines Hintergrundwissens kommt der Forscher zu Hypothesen und dann erfolgen Experimente oder Simulationen, mit welchen wir neue Erkenntnisse erlangen.

«Welcome to the dawn of the cognitive era.»





Auch Professor Vito Roberto war am Tag der Lehre anwesend und gewährte Einblicke in seine innovativen Lehrprojekte auf der Assessmentstufe.

Durch die neuen Systeme wird es möglich diesen Prozess von Grund auf neu zu gestalten. Die Idee ist, sich zuerst einen Überblick zu verschaffen, was überhaupt an Wissen vorhanden ist. Dieses soll bearbeitet werden, um dann mit weniger Aufwand zielgerichteter beispielsweise zu einem neuen Produkt in der Pharmaindustrie zu kommen. Am Anfang des Prozesses soll somit viel umfassender das vorhandene Wissen zu einem bestimmten Thema erfasst werden.

Die Universitäten können ferner weitgehend dabei helfen Forschungsfragen im Bereich von «Cognitive Computing» und «Artificial Intelligence» zu beantworten. Da geht es um Fragen des maschinellen Lernens und den Schlussfolgerungen, welche ein Einzelner daraus macht. Auch soziale und ethische Fragen bleiben weiterhin ungeklärt. Gelingt es gesamtwirtschaftlich Angebote zur Weiterqualifizierung zu schaffen, damit bestimmte Personen von diesen Entwicklungen nicht abgehängt werden? Was braucht es, damit diese Systeme verantwortlich weiterentwickelt werden können und für uns den grösstmöglichen Nutzen generieren? Bei der Beantwortung dieser Fragen und zahlreichen weiteren können die Universitäten mithelfen.

Grundsätzlich geht es darum spezifische, sogenannte «narrow AI» umzusetzen und damit bestimmte Problemstellungen zu lösen. In speziellen Bereichen wie der Medizin wird das Expertenwissen damit skalierbar gemacht. Das Ziel soll damit nicht sein, einen besseren Menschen zu kreieren. Die menschliche Intelligenz soll lediglich ergänzt werden. Damit

Vertrauen zu den Systemen geschaffen werden kann, muss so transparent wie möglich darüber kommuniziert werden. Dennoch ist es wichtig einen kritischen Abstand zu den Systemen beizubehalten. Worauf basieren dessen Vorschläge? Was sind die Quellen? Wieso wurden andere Quellen ausgeklammert? Deshalb ist für einen kritischen Umgang ungeheuer wichtig, dass einem das System transparent Auskunft geben kann und dass man dessen Vorgehensweise gut nachvollziehen kann.

Möglichkeiten im Bereich der Lehre

Kognitive Systeme können nicht nur im Bereich der Administration, sondern auch im Bereich der Lehre hilfreich sein. Dozenten wie auch Studenten könnten unterstützt werden. Beispielsweise gibt es an der Deakin University bereits einen textbasierten Chat-Bot, welcher die Studenten bei alltäglichen Fragen unterstützt. Diese können sie direkt dem Computer stellen, welcher sie augenblicklich beantwortet.

Solche dienstleistungsorientierten Services werden zunehmend in der Form von Robotern angeboten. Das prominenteste Beispiel wäre hier der Roboter Nao. Dieser wird in Hotels getestet, wo er die Gäste über verschiedene Aktivitätsmöglichkeiten informiert.

In der Lehre wären aber hauptsächlich Systeme denkbar, die den Dozenten dabei unterstützen optimale Inhalte für die Studenten zu generieren, sodass diese personalisiert lernen können.

Zu guter Letzt können sich kognitive Systeme im Curriculum niederschlagen. Wichtig ist dabei zu sehen, dass es viele Fähigkeiten wie Kreativität,

Intuition oder Abstraktion gibt, welche ein Computer nicht besitzt. Dafür besitzt der Computer ein unendliches Erinnerungsvermögen. Es ist das Zusammenspiel dieser verschiedenen Fähigkeiten von Mensch und Maschine, welche eine optimale Zusammenarbeit schaffen. Deshalb ist es wichtig, dass der Mensch seine einzigartigen Befähigungen kultiviert, um optimal in dieser kommenden Partnerschaft agieren zu können.

Als zukünftige Führungsperson wird es deshalb immer wichtiger zu differenzieren, wann dem Algorithmus und wann der Intuition zu folgen ist. Ausserdem müssen zunehmend Ausnahmen gemanagt werden, weil die repetitive Arbeit die Systeme erledigen können.

Vom Manager von morgen sollten Ziele und Visionen kreiert werden sowie eine Umgebung geschaffen werden, in der die Mitarbeiter optimale Arbeitsbedingungen haben.

Es gibt einige Kompetenzen, die absolut zentral werden in der Zukunft. Vor allem ein grundlegendes Wissen im Bereich der IT und den sozialen und ethischen Auswirkungen der Technologien auf unsere Gesellschaft wird zentral sein. Besonders eine Kompetenz bleibt unabdingbar: die Empathie. Denn es besteht kein Zweifel daran, dass den kognitiven Systemen diese Fähigkeit nicht innewohnt.

Text

Alessandro Massaro



Bilder

Livia Eichenberger



HSG Shop



Universität St.Gallen

Für einen Sommer
voller...



Mammut Reiseneccessaire
CHF 40.

Kleines Taschenmesser
CHF 17.90.

SKROSS Reiseadapter
CHF 48.50.

SIGG Flasche
CHF 35.

Kofferlabel
CHF 4.



...Abenteuer



... Wichtiger
Anlässe



... Sportlicher
Auszeit



... Glücksmomente

SALE

HSG Krawatte
CHF 55-25.90

HSG Sporttasche
CHF 59.90

HSG Bier
CHF 22.90

Diese und viele weitere Produkte auf www.hsgshop.ch

HSG Shop GmbH | Universität St.Gallen | Dufourstrasse 50 | 9000 St.Gallen
Gebäude 01, Raum 006 | +41 (0)71 224 30 15 | shop@unisg.ch



¡Taxi Varadero Habana!

Kuba ist ein Paradies für Touristen. Das Land ist jedoch im Wandel und verliert langsam aber stetig seinen Status als sozialistische Insel. Ein Kommentar zur jetzigen Situation in Kuba.

Die geschichtsträchtige karibische Insel ist seit einigen Jahren vermehrt Besuchern ausgesetzt, welche das ursprüngliche Kuba kennenlernen wollen. Nicht ohne Grund, denn die abwechslungsreiche Insel lockt mit weissen Stränden, charmanten Städtchen und einem Flair aus kolonialistischen Jahrzehnten. Mobiles Internet sowie grossflächige Kommerzialisierung sucht man vergebens. Jedoch befindet sich die Insel im Umbruch und immer mehr verschwinden sozialistische Züge und machen einer seichten Kapitalisierung Platz. 2018 wird Raul Castro als Regierungschef abtreten und nach dem Tod von Fidel Castro im vergangenen Jahr ist das ein Zeichen, dass das Kuba sozialistischer Zeiten einem Ende entgegensteht.

Problematisch sehen viele Leute die Öffnung gegenüber den USA, die Aufhebung des Embargos.

Von Kolonie zu Sozialismus

Während des zweiten Unabhängigkeitskrieges Kubas Ende des 19. Jahrhunderts stürzten amerikanische

Truppen die spanische Kolonialmacht. Formell war Kuba unabhängig, jedoch durch einige Verträge und Abkommen stark von den USA abhängig. Zucker und Tourismus waren die Grundpfeiler der kubanischen Wirtschaft, jedoch brachen diese mit der Weltwirtschaftskrise im Jahre 1929 ein. Das politische System unter amerikanischem Einfluss wandelte sich zu einer Diktatur, dessen Regime schliesslich von den USA gebrochen wurde und erst Ende der 30er-Jahre wieder zu einer stabilen politischen Lage führte. Neue humanistische rechtliche Grundlagen sollten weitere Aufstände verhindern, jedoch liess Armeechef Batista in seiner neuen Rolle als Diktator diese 1940 abschaffen, und Kuba wurde zu einem investitionsfreundlichen Land für die USA mit desolaten Bedingungen für die Bevölkerung.

Kommunistische Bewegungen riefen nach einer Revolution, bei dem zweiten Anlauf waren als Anführer der kubanische Rechtsanwalt Fidel Castro und der argentinische Arzt Ernesto 'Che' Guevara erfolgreich. Die

Lebensbedingungen für die Bevölkerung verbesserten sich erheblich, jedoch verschlechterten sich die Beziehungen zu den USA, was in einem Ausschluss Kubas aus der Organisation Amerikanischer Staaten und in der Intensivierung von Handelsbeziehungen mit der Sowjetunion resultierte. Trotz einiger Fehlplanungen konnte Kuba ein beachtliches staatliches Versorgungssystem aufbauen. Doch als schwerer wirtschaftlicher Schlag kam Anfang der 90er-Jahre der Zusammenbruch des sozialistischen Handelsblocks. In Folge wurden Beziehungen mit anderen Ländern und deren Investitionen in Kuba intensiviert. Abgesehen von dem staatlich gelenkten Binnenmarkt entstanden somit exportorientierte Devisenklaven im Tourismus, Tabak und Rohstoffförderung.

Zwischen Devisen und nationaler Währung

Umgeben von Felsformationen aus Kalkstein erstreckt sich in einem schönen Tal das Dorf Viñales im Westen Kubas. Pferdekarren und ameri-

kanische Oldtimer aus den 50er-Jahren transportieren Touristen durch die Strassen. Neben der Kirche auf dem Platz ist Wifi verfügbar, auf der gegenüberliegenden Seite reiht sich ein Reisebüro an das andere. Taxifahrer und Reiseleiter sprechen Touristen an und verkaufen Ausritte oder Wanderungen in die umliegende Region.

In Kuba kursieren durch die duale Wirtschaft zwei Währungen: CUP und CUC. Der Peso Convertible (CUC) ist die Devisenwährung und an den Dollar gekoppelt. 1 CUC wird in 25 CUP (moneda nacional) umgewechselt. Touristen zahlen mit dem Peso convertible (CUC), wohingegen Löhne in CUP ausgezahlt werden.

In Viñales bietet unser Vermieter eine Tour an; einen ganzen Tag für 50 CUC an. Pro Stunde werden 5 CUC veranschlagt und wir sind zehn Stunden unterwegs. Mit Übernachtung und Verpflegung zahlen wir der Familie zu fünf gut 480 CUC für zwei Nächte inklusive Aktivitäten.

Der Tourismus ist ein wichtiges Standbein der kubanischen Wirtschaft, denn die Löhne sind sehr tief. Amaury, der uns im Taxi auf eine vorgelagerte Insel fährt, ist Arzt. Diesen Beruf hat er an den Nagel gehängt und ist seit drei Jahren als Taxifahrer tätig. Obwohl Ärzte und Ingenieure in Kuba am besten bezahlt werden, beläuft sich ein ärztliches Gehalt auf 1480 CUP pro Monat, umgerechnet sind das 62 CUC. Wir zahlen für die Taxifahrt für eine Strecke von 100 km gleich viel. Amaury erzählt, dass er dabei ist eine Casa particular zu konstruieren. Kubanern ist es verboten, Touristen ohne Lizenz aufzunehmen, dies kann mit Gefängnisstrafen enden. Seit einigen Jahren ist es allerdings zulässig, Touristen unter der Auflage in seinem Heim aufzunehmen, dass man sich beim Staat anmeldet und Abgaben pro Zimmer errichtet. Man erkennt die «Casas particulares» durch einen blauen Anker am Haus. Es sei nicht einfach, den Anbau für die casa aufzuziehen, seit drei Jahren schon baut er. Man darf auf privatem Grundstück alles bauen, jedoch sind Rohstoffe knapp und dadurch verzögert sich der Prozess.

Touristen verboten

Auffällig ist, dass nur wenige Supermärkte zu finden sind, denn der sozialistische Staat verteilt Essensmarken an die Familien; jede Person hat Anrecht auf Grundnahrungsmittel wie

etwa sieben Pfund Reis, eine Handvoll Bohnen, etwas Öl, Zucker und Salz. Für eine ausgewachsene Person reicht dies nicht und Lebensmittel müssen dazugekauft werden. Da ein immer grösserer Anteil aller Produkte im Land in Devisen bezahlt werden müssen, ernährt ein normales Einkommen nicht eine ganze Familie, und viele Kubaner engagieren sich im Tourismus oder erhalten Überweisungen aus dem Ausland. Das Schlachten von Kühen und anderen grösseren Tieren wie Pferden wird mit einer Gefängnisstrafe von bis zu 30 Jahren geahndet, wohingegen ein Mord in bis zu gut 15 Jahren enden

stand und viele auf der Strasse unternährt und teils verkrüppelt sind. Eineinhalb Stunden später und um 30 CUC Bearbeitungsgebühr ärmer darf Thomas gehen – unter der Bedingung, dass er nicht mehr zurückkommt.

All-inclusive-Paradies

Im krassen Gegensatz dazu findet man auf der Insel ausgereifte All-inclusive-Paradiese, vor allem auf Cayo Coco (Nordostküste) und in Varadero (in der Nähe von Havanna). In diesen abgeschotteten Tourismushochburgen reihen sich Hotels am Strand aneinander und werben mit entspannter Atmosphäre und kristallklarem Was-



kann. Bittere Armut herrscht in tourismusarmen Regionen. Touristen ist der Zutritt verboten. Thomas aus Deutschland erzählt mir davon, wie er auf der Südküste das Dörfchen Júcaro besuchte, aus ihrem Mietwagen ausstieg und eine Casa suchte. Zurück beim Auto wurde er von Polizisten erwartet, welche ihn auf die Wache eskortieren. Touristen sind einfach zu erkennen, denn Mietwagen haben spezielle Kennzeichen, welche mit einem «T» anfangen, wohingegen private kubanische Autos mit einem «P» gekennzeichnet sind. Schnell wird auf der Fahrt zur Wache klar, dass Touristen unerwünscht sind, da die Leute auf der Strasse in einem desolaten Zu-

ser. In Cayo Coco, am berühmten Playa Pilar, kommen wir mit Rettungsschwimmer Ernesto ins Gespräch. Sein Arbeitstag fängt um 8:30 Uhr an, wenn die ersten Touristen in dem Touribus an den Strand gekarrt werden und endet um 18:30 Uhr, wenn alle Touristen wieder in ihren Hotelburgen dinieren. Jedoch werden alle Angestellten der Hotels und sonstiger Anlagen morgens über den Damm aus den umliegenden Provinzen hergefahren und kehren abends wieder zurück. Für Ernesto sind das drei Stunden Fahrt hin und zwei Stunden zurück. Als studentische Backpacker sind die illustren Preise der Hotels in weiter Ferne für uns, und wir

teilen uns für einen Bruchteil dieser Preise zu dritt ein Zimmer in einem Aparthotel in zweiter Reihe – einige Kilometer vom Strand entfernt. Am Nachmittag laufen wir zum Strand durch Müllberge, welche zwischen der Hauptstrasse und dem Strand aufgeschichtet sind; für die Touristen somit nicht sichtbar. Wir verweilen in einem Hotel bis spät abends, werden Zeuge vom allabendlichen Unterhaltungsprogramm, in welchem gelenkige junge Kubaner zu feurigen Salsarhythmen den Hotelgästen den Abend versüssen. Um 22:30 Uhr wollen wir ein Taxi heimmehmen, doch an der Rezeption wird uns gesagt,

Stimmung ist gelöst, wozu auch der Alkohol beiträgt, den sie sich in Plastikbechern von der Bar mitgenommen haben. Vor dem Damm, welcher auf die vorgelagerte Insel führt, werden rigorose Kontrollen durchgeführt auf Hin- und Rückfahrt, sodass sichergestellt werden kann, dass unbefugte Kubaner keinen Zutritt zu den Hotelburgen haben und somit grösste Sicherheit für die Touristen gewährt ist.

Zukunftsträume

In Viñales besichtigen wir eine Tabakfabrik. Die Leiterin erzählt, dass Kubas Wirtschaft stark auf Agrikultur

versank das Land in Trauer wegen Fidel Castros Tod. Auf den Strassen sind Schilder mit sozialistischen Parolen aufgestellt und Che Guevaras Konterfei ist allgegenwärtig. Seit neun Jahren steht jedoch an Kubas politischer Spitze Raul Castro, Fidels weniger charismatischer und rationalerer Bruder, welcher eingesteht, dass Kubas wirtschaftliche Defizite nicht alleine nur auf das US-Embargo zurückzuführen sind, auf innenpolitische Aspekte eingeht und auch die Etablierung kleiner privater Firmen fördert. Er wird nächstes Jahr abtreten, jedoch wird der jetzige Vizepräsident nachfolgen und die kommunisti-



dass keine Taxis mehr fahren um diese Uhrzeit. Wir überlegen uns, zu laufen und merken, dass drei Kilometer auf einer unbeleuchteten Strasse viel sind. An einer anderen Hotelrezeption wird uns gesagt, dass um 23:30 Uhr ein Bus mit Angestellten vor dem Hotel losfährt und dieser uns zu unserem Hotel führen kann. Touristen sei der Zutritt verboten, jedoch sollen wir den Fahrer mit 10 CUC bestechen, woraufhin er auch einwilligt. Langsam treffen die Angestellten ein, welche ihren Arbeitstag beendet haben. Hotelangestellte haben einen geringen Lohn von etwa 30 CUC pro Monat, jedoch treiben sie die lukrativen Trinkgelder in diese Branche. Die

basiert und daher sehr klimaabhängig sei. Sie meint, dass eine Wiederaufnahme von amerikanisch-kubanischen Handelsbeziehungen für Kuba profitabel wäre. Der Grundtenor seitens der Bevölkerung bezüglich Kubas Aussenpolitik ist sehr einheitlich: Sie wünschen sich bessere Beziehungen zu den USA. Ein Taxifahrer meint, dass Kuba stark von den USA profitiert habe Anfang des 20. Jahrhunderts und somit eine weitere Öffnung Kuba zu gute kommen würde und protektionistische Massnahmen wenig sinnvoll sind. Trotz vermehrter Öffnungen sind die Ideologien von Che und Fidel immer noch stark in den Denkweisen verankert, letzten November

sche Partei an der Macht bleiben. Kuba wird sich in den folgenden Jahren auf jeden Fall verändern, alleine die Ereignisse der letzten Monate und Jahre sprechen dafür. Taxifahrer Amaury zitiert den Papst und bringt Kubas Zukunft auf den Punkt: «Cuba debe abrirse al mundo y el mundo debe abrirse a Cuba» (Kuba muss sich der Welt öffnen, und die Welt muss sich Kuba öffnen).



Text/Bilder

Tabea Stöckli

Der Bomben-Artikel und die Realität

Eine Geheimformel, um Menschen zu manipulieren und Wahlen zu gewinnen: Wie «Cambridge Analytica» Voter Targeting betreibt und was wirklich dahintersteckt.

Es war ein kalter Samstag im Dezember. Die Wahlen in den Vereinigten Staaten lagen schon einige Wochen zurück. Die Hysterie um den Wahlsieg Donald Trumps hatte sich etwas gelegt. Doch dann kam der viel geteilte und heftigste in den sozialen Medien diskutierte Artikel von Hannes Gassegger und Mikael Krogerus in der Wochenzeitschrift «Das Magazin» mit dem Titel: «Ich habe nur gezeigt, dass es die Bombe gibt.» Durch diesen Artikel war die Bombe nicht nur da, sondern sie detonierte. Und wie. Für mehrere Tage war es unmöglich, dass einem nicht mindestens ein Freund den Artikel auf die Timeline klatschte und dazu einen Kommentar verfasste, dass man fast schon meinen konnte, es sei das Jahr 1984. Sind wir wirklich alle nur kleine Lemminge, die nicht wissen, was sie eigentlich wollen? Haben wir keine eigene Meinung mehr, und werden nur noch durch

gezielte Posts von ominösen Marketing-Firmen beeinflusst? Ganz ruhig. Am besten gehen wir nochmal zurück zum Anfang.

Persönlichkeit in fünf Dimensionen

Die Reportage beginnt damit, dass wir Michael Kosinski kennenlernen. Er ist ein Psychologe, der sich im Gebiet der Psychometrie bewegt, einer Disziplin, die versucht, die menschliche Psyche und Persönlichkeit messbar zu machen. Eine der wichtigsten Theorien in diesem Gebiet ist das OCEAN-Modell. OCEAN ist ein Akronym und steht für fünf Dimensionen, mit denen man eine Persönlichkeit beschreiben kann, die sogenannten Big Five: Offenheit für Erfahrungen (wie aufgeschlossen ist jemand gegenüber Neuem), Gewissenhaftigkeit (wie perfektionistisch ist ein Mensch), Extraversion (wie gesellig ist eine Person), Verträglichkeit (wie rücksichtsvoll und kooperativ ist

ein Mensch) und Neurotizismus (wie leicht ist jemand verletzt). Um bei einem Menschen diese Dimensionen genau erfassen zu können, braucht es in der Praxis üblicherweise sehr detaillierte Fragebögen. Kosinski ist es nun gelungen, eine Methode zu entwickeln, mit der man gestützt auf Verhaltensdaten einer Person, die Ausprägungen der fünf Dimensionen im OCEAN-Modell vorhersagen kann. Konkret bedeutet das, dass man aufgrund des Surfverhaltens, der geteilten Inhalte und der Seiten, die ein Mensch geliked hat, sehr genaue Annahmen über persönlichen Eigenschaften treffen kann, wie beispielsweise die Hautfarbe oder die politische Orientierung.

Psychometrie im Wahlkampf

Wie in jeder guten Geschichte, braucht es auch in dieser einen Bösewicht, und den finden wir in der Person von Alexander Nix. Er ist CEO von «Cambridge Analytica», einer Firma die gestützt auf das OCEAN-Modell eine völlig neue Art des Politmarketings betreibt. Schon am Tag nach Donald Trumps Wahl veröffentlichte die Firma eine Pressemitteilung, in der stand: «Wir sind begeistert, dass unser revolutionärer Ansatz der datengetriebenen Kommunikation einen derart grundlegenden Beitrag zum Sieg für Donald Trump leistet.» Cambridge Analytica war unter anderem für die Brexit-Kampagne «leave.eu» von Nigel Farage und die Wahlkampfkampagne von Ted Cruz verantwortlich, bis das Unternehmen schliesslich die Online-Kampagne des heutigen Präsidenten der Verei-

Alexander Nix an seiner Präsentation am «Concordia Summit». (zvg/Concordia Summit)





Michael Kosinski ist der Erfinder der OCEAN-Methode (zvg).

nigten Staaten zu organisieren begann. Schon im September 2016 präsentierte sich Nix auf dem «Concordia Summit» in New York und stellte dort seine Firma sowie deren neuartiges Konzept vor. In einem knapp zehnminütigen Vortrag, den man auf YouTube finden kann, spricht Nix über die Macht von Big Data und Psychometrie im Wahlkampf. In der Präsentation behauptet er, dass der kometenhafte Aufstieg von Ted Cruz der Verdienst von Cambridge Analytica sei. Mit einer neuen Methode wurde die Wählerschaft aufgrund ihrer jeweiligen psychographischen Eigenschaften segmentiert. Genau an dieser Stelle kommt die Methode von Michael Kosinski zum Zuge: Durch Big Data sammelte und kaufte man Daten von jedem Wähler, beispielsweise Facebook-Likes, um daraus abzuleiten, wie diese Person psychologisch einzuschätzen ist. Aus diesen Erkenntnissen wiederum war es nun Cambridge Analytica möglich, ganz gezielte Nachrichten und Posts in den sozialen Netzwerken zu verbreiten, die möglichst genau an den Charakter eines Wählers angepasst waren. In der Präsentation zeigt Nix dies am Beispiel des Waffengesetzes. Einer sehr neurotischen Person verkauft man das Recht, eine Waffe zu tragen, als eine Versicherung gegen Einbrecher. Die Nachricht muss also rational sein und die Angst einer Person ansprechen. Im Gegensatz dazu muss man einen verschlossenen Wähler emotional ansprechen und das Waffenrecht als eine tief in Amerikas Geschichte verwurzelte Tradition verkaufen.

Methode und Effektivität

Hat man einmal den Artikel gelesen, bleibt ein mulmiges Gefühl. War Cambridge Analytica und deren Methode möglicherweise der ausschlaggebende Faktor, dass Donald Trump die Wahlen gewann? Ist das die Zukunft von Meinungsmache und Wahlkampfaktik? Die Antwort: Jein. Es ist essenziell, dass man in der Diskussion zwischen den Methoden einerseits und der Effektivität andererseits unterscheidet. In der heutigen Informationsgesellschaft ist zielgerichtete Kommunikation unabdingbar. Vor allem im amerikanischen Wahlkampf ist «Voter Targeting» zunehmend wichtig und gleichzeitig nichts Neues. Es gab schon vor Cambridge Analytica Firmen, die aus den unterschiedlichsten Quellen Informationen sammelten und diese mit Benutzerprofilen kombinierten, um so potentielle Wähler mit den richtigen Werbebotschaften zu erreichen. Wenn es hingegen um die Effektivität solcher Methoden geht, scheiden sich die Geister. Schon bei Kosinskis Methode sollte man Acht geben. So heisst es im Text, er könne mit 68 Facebook-Likes mit einer Wahrscheinlichkeit von 88 Prozent vorhersagen, ob eine Person homosexuell sei. Klingt im ersten Moment verblüffend, jedoch hat Statistik so seine Tücken. So rechnet Lars Fischer auf dem Blog «spektrum.de» an einem Beispiel vor, dass die effektive Wahrscheinlichkeit lediglich bei 45 Prozent liegt. Zudem gibt es für die Methode von Cambridge Analytica, die auf der Methode Kosinskis aufbaut, bis zum heutigen Zeitpunkt keinen objektiven Beweis. Alle Aussagen über die Effektivität wurden von Al-

exander Nix selbst oder seinen Manager getätigt. Es ist gar nicht möglich, einen wissenschaftlichen Beweis zu finden, da die Methoden ein Geschäftsgeheimnis darstellen und dementsprechend gut behütet werden.

Sensibilisierung durch Hype

Trotz anfänglichem Hype sprechen heute gewisse Indizien dafür, dass Alexander Nix nicht immer seine Versprechen halten konnte. Ted Cruz trennte sich von Cambridge Analytica mitten in den Vorwahlen. Laut mehreren Quellen sind die Erwartungen nicht erfüllt worden. Auch um die Beteiligung an der Brexit-Kampagne machen sich inzwischen gewisse Zweifel breit. So berichtete eine Quelle gegenüber dem Magazin «Wired», dass die Firma nur eine kleine Rolle gespielt habe. Bis heute gibt es keinen Beleg dafür, dass das Resultat der Abstimmung signifikant beeinflusst wurde. Man muss beachten, dass Wahlresultate von vielen Faktoren beeinflusst werden. Einer dieser Faktoren ist die richtige Wählergruppe mit der passenden Nachricht anzusprechen. Schlussendlich führt dieser Artikel und der Hype um ihn zur Sensibilisierung gegenüber solchen «Manipulationsversuchen». Nur wenn die Nutzer informiert sind, dass Inhalte auf Facebook auch gekauft sein können, kann man erreichen, dass Information stets kritisch betrachtet wird.

Text

Alexander Wolfensberger



Die Göttliche Ordnung

Der Griff der Frauen nach politischer Macht: Petra Volpe bringt mit dem Spielfilm «Die göttliche Ordnung» ein Stück Historie über die Einführung des Frauenstimmrechts auf die Leinwand.

Kommt eine Schweizer Eigenproduktion in die Kinos, hört man mehr über die Diskussion um Sinn und Unsinn von Kulturfördergeldern für Filmproduktionen, als vom Streifen selbst. Mit der entsprechenden Skepsis und hohen Leistungserwartung geht der Schweizer Steuerzahler trotzdem ins Kino. Als Ostschweizer oder studententechnisch gesehen Temporär-Ostschweizer kommt einem die Szenerie vertraut vor: Als Kulisse für den Dreh diente Speicher AR (wenige Autominuten von St. Gallen entfernt), das die Schweiz in den frühen siebziger Jahren darstellt. Der Satz «Hier scheint die Zeit ste-

hen geblieben zu sein» lastet fast vorwurfsvoll auf dem malerischen Dorf.

Die Distanz zur sich öffnenden Gesellschaft in anderen Teilen der Welt wird mit weit klingenden Kirchenglockenschlägen untermauert. Ganz anders als die Töne von Woodstock oder Flower Power zur gleichen Zeit.

Krawall im verschlafenen Dorf

Wir schreiben das Jahr 1971, in dem auf Bundesebene der zweite, dann erfolgreiche eidgenössische Urnengang zur Einführung des Frauenstimmrechts bevorsteht. Als Zuschauer ist man an dieser Stelle besorgt, dass der Spannungsbogen

dahin ist. Jeder weiss, wie die Abstimmung ausgeht. Es bleibt jedoch spannend, wie die Regisseurin mit diesem inhärenten Problem historischer Filme umgeht. Beim Staubsaugen und Sockenaufhängen sehen wir die brave Nora Ruckstuhl, die von Marie Leuenberger gespielt wird. Eines Tages eröffnet die Mutter zweier Buben dem Ehemann (Max Simonschek), das Hausfrauendasein sei einfach langweilig. Nicht einmal einen Vertrag kann sie ohne seine Zustimmung abschliessen – und diese verweigert er, als sie Teilzeit in einem Reisebüro arbeiten will. Es gärt in ihr. Der private Konflikt politisiert sie, macht sie zur Mitstreiterin für

Ausschnitte aus dem Film (Daniel Ammann, Filmcoop Zürich)





Ausschnitt aus dem Film. (Daniel Ammann, Filmcoopi Zürich)

das auch von Geschlechtsgenossinnen sabotierte Abstimmungsziel. Das braucht Mut.

Das herrschende traditionalistische Rollenbild wird im Film von der Sägerei-Chefin durchbrochen. Sie steht den ausschliesslich männlichen Arbeitern vor, zu denen auch der Mann von Nora Ruckstuhl gehört. Diese wird im weiteren Verlauf der Geschichte zur ärgsten Widersacherin von Noras Ja-Komitee für die kommende Abstimmung.

Vom Rock zur Hose

Die gewohnte Ordnung und der Lebensalltag des Dorfes wird erstmals erschüttert, als die Dorfbeiz von einer Ita-

lienerin übernommen wird. Der Espresso, der dort ausgeschenkt wird, hinterlässt eine saure Miene auf den Gesichtern der Frauen, die wohl zum ersten Mal ein solches ausländisches Gebräu trinken. Eine starke Symbolik, die wieder und wieder auftaucht: Handlungen mit Symbolwert werden beiläufig eingeflochten; nur manchmal wird die Grenze zum Plakativen geritzt, etwa wenn Nora Ruckstuhl ihr politisches Engagement mit einem Frisurwechsel und dem Eintausch ihrer biedereren Garderobe gegen ein gewagteres Oberteil und Hosen einläutet. Naja, Frau kann es auch übertreiben. Dann doch lieber «Traumland» (ebenfalls von Petra Volpe); starke Symbolik in ruhiger Handlung, bei aktueller, lebensnaher Thematik.

Die erwähnten Qualitäten lassen einen über einige etwas zu sentimental geratene Auflösungen hinwegsehen und darüber, dass die eine oder andere Szene einen Schuss mehr Frechheit verträge. Diese versucht die Regie mit einem Erzählstrang ins Spiel zu bringen, bei dem es recht explizit um die Entdeckung der weiblichen Sexualität geht. So bildet denn am Ende ein Cunnilingus, vom Gatten als Premiere gewährt, zumindest dramaturgisch den Höhepunkt der emanzipatorischen Errungenschaft. Das scheint dann doch überzeichnet.

Im Abspann wird dann der weitere historische Verlauf der Einführung des Frauenstimmrechts beschrieben. Der Widerstand des Stimmvolkes des Kanton Appenzell Innerrhoden findet gewohnt prominent Erwähnung. Das damals nicht ganz und gar gegen das Frauenstimmrecht an sich protestiert wurde, sondern zu einem bedeuten-

den Teil bundesstaatsrechtliche Aspekte im Verhältnis Bund – Kanton Anlass zum politischen Aufstand gab, wird leider unterschlagen.

Ein Film, empfehlenswert für alle, die gerne eine farbige Inszenierung der Schweiz von vorgestern und den Beginn des Wandels zur heutigen Gesellschaft erleben wollen.



Text

Jonas Streule

Die Göttliche Ordnung

Ein Film von Petra Volpe
Mit Marie Leuenberger,
Max Simonischek,
Rachel Braunschweig

CH 2017, 97 Min.

Schweizer Filmpreis 2017

3 Filmpreise (Bestes Drehbuch,
Beste Darstellerin, Beste
Darstellung in einer Nebenrolle),
7 Nominationen

Solothurner Filmtage 2017

Eröffnungsfilm, Prix de Soleure

Tribeca Film Festival 2017

International Narrative
Competition



Hier geht es
zum Trailer:



Die Krise wird salonfähig

Finanzkrise, Schuldenkrise, Demokratiekrise: Krisen werden zum Dauerbrenner der Gesellschaft. Während die Elite an der Macht mit neuen Regulierungen Gegensteuer zu geben versucht, verändert sich der Begriff der Krise. Ein Essay.

Die Finanzkrise 2008/09 liegt rund sieben Jahre zurück und derzeit scheinen die Vorzüge des Liberalismus wieder verlockend. Die Wachstumsraten des realen BIP in der westlichen Welt erholten sich im Vergleich zu den Krisenjahren. Die wiedergewonnene Attraktivität des Liberalismus ruft Vertreter wie Francois Fillon, Frauke Petri und Theresa May auf das Tapet. In den USA denkt die Regierung über eine Deregulierung des Bankensektors nach. Doch dieser Liberalismus ist ein anderer, als der vor der Finanzkrise; einer der versucht, die klassische Trennung zwischen ökonomischer Liberalisierung und politischem Protektionismus zu überwinden und damit deutlich von den Erfahrungen von 2008/9 bestimmt ist. Tatsächlich waren diese viel tiefgreifender, als es den Anschein hat. Sie sind es auch, die die westlichen Demokratien und

das Selbstverständnis ihrer Bürger bis heute prägen.

«I don't think we did anything wrong»

Geringe Bankenregulierung, steigende Immobilienpreise und hohe Wachstumsraten zeichneten das Amerika vor der Krise aus. Eine Zeit, in der «Krise» schon längst den Wortschatz der Ökonomen verlassen hatte und die Wirtschaftspolitik nur eins kannte: deregulieren. Mit dem Platzen der Immobilienblase wurden die Rufe nach stärkeren Regularien, staatlichen Finanzspritzen und Schuldigen laut, und wenig später sollte die europäische Schuldenkrise die Lage der Menschen in den betroffenen Ländern weiter verschlimmern. Schnell war in den Medien von gierigen Bankern, Managern und dem Versagen der Ökonomen die Rede, die es soweit haben kommen lassen,

weil sie alle kein soziales Verantwortungsgefühl besäßen und sich auf Kosten «der Anderen» bereichern. Aussagen wie die von Michael Swenson: «I don't think we did anything wrong», haben sicherlich zu diesem Bild beigetragen.

Ob diese These der Komplexität der Finanzkrise gerecht wird, ist unklar. Dennoch wurde sie zum Anlass genommen, latente gesamtgesellschaftliche Missstände und Brüche in den Raum des öffentlichen Diskurses zu verlagern. Der Begriff der Krise erlebte eine Transformation, die ihn nicht mehr nur in den Mittelpunkt ökonomischer Interesse stellte, sondern sich auf weitere Bereiche des gesellschaftlichen Lebens ausweitete.

Krisen sind daher, als Formen der Selbstbeschreibung einer Gesellschaft, auch Ausdruck ihrer Reformbedürftigkeit und ihrer Wandlungsfähigkeit. Während der Finanzkrise und

Krise in Griechenland (zvg)



Women's march in Washington Januar 2017. (Bild zvg)



danach zeigte sich diese an den öffentlichen und nicht immer gewaltlosen Protesten und den Diskursen in Medien und Politik. Damit einher ging eine Suche nach Orientierung. Eine allgemeine Kritik am System, welche sich mit der Zeit nicht mehr nur auf die rein wirtschaftlichen Aspekte beschränkte. Diese wurden zum Anlass genommen, die Lebenswirklichkeit zu hinterfragen und neu zu deuten. Die New York Times titelt 2014 «Growth vs. What Really Makes Life Good» und die Welt 2017 «Der Kapitalismus hat seine Anziehungskraft verloren». Folgt man dem Soziologen Wolfgang Streeck, dann konnte der Kapitalismus die «Mandevillische Verheissung der Verwandlung privater Laster in öffentliche Güter» nicht erfüllen, und seine Krise wurde zu einer Krise der Demokratie. In diesem Sinn kann die Postkrisenerfahrung als Suche nach alternativen Lebensstandards, Ausdrucksformen und Identität gedeutet werden.

Eliten und Krisen

Die Finanzkrise zwang Repräsentanten des demokratischen Systems zu sofortigen Massnahmen. Dies endete in der überhastet beschlossenen Rettung des Systems und führte zu einem Vertrauensverlust seitens der Gesellschaft. Paul Krugman schreibt in seinem Blog in der New York Times: «The fact is that what we're experiencing right now is a top-down disaster. The policies that got us into this mess weren't responses to public demand.» Es waren Entscheidungen einer kleinen Elite, die zunehmend als korrupt und undemokratisch wahrgenommen wurde. Sie hat nicht zuletzt durch

Steuerskandale, Lobbyismus und Abhöraffaires selbst dazu beigetragen, das Bild einer undemokratischen Elite, der es nur um sich selbst geht, gesellschaftsfähig zu machen.

In Europa manifestierte sich dies vor allem in der Staatsschuldenkrise. Nicht nur, dass sich die vermeintliche Solidargesellschaft «EU» als äusserst fragil zeigte, wenn es um die Mitfinanzierung anderer Mitglieder ging, sie bot zunehmend eine Zielscheibe, auf die sich die eigene Misere projizieren liess. Boris Johnson diskreditiert die Idee eines europäischen Staates besonders drastisch: «Napoleon, Hitler, various people tried this out, and it ends tragically.» Diese Sprache, die vor allem nicht mit Totalitarismen und Nazivergleichen spart, findet sich in fast allen europäischen Ländern wieder, sei es als Kritik an der EU, ihren Mitgliedern oder dem Establishment. Sie ist Ausdruck innerer Verärgerung und Machtlosigkeit und des Erstarken einer neuen Rechten in ganz Europa, die zuletzt die Flüchtlingskrise medienwirksam nutzte, um das restlichen Vertrauen in die EU in der Öffentlichkeit auszuhöhlen. Damit einher ging eine Verschärfung des Extremismus auf beiden Seiten, links wie rechts. 2015 stieg die Zahl politisch motivierter Kriminalität in Deutschland um 19 Prozent. In Grossbritannien stieg die Zahl der Hate Crimes nach dem Brexit um 41 Prozent im Vergleich zum Vormonat.

Übergang oder das Ende der Geschichte?

Sprechen wir also nicht nur von einer Krise des Kapitalismus, sondern auch von einer der freiheitlichen, demo-

kratischen Grundordnung? Der deutsche Historiker Andreas Wirsching sieht in dem Aufkommen des Extremismus die westlichen Demokratien als akut bedroht. Er verweist vor allem auf die Identitätskrise des Westens, die zwischen den Polen Toleranz und Abgrenzung, historischer Aufarbeitung und fehlender Verantwortung, sowie freier und protektionistischer Marktwirtschaft liegt. Unsicherheit und Veränderung des westlichen Selbstverständnisses, sowie ökonomisch begründete soziale Statusunsicherheit sind eine gefährliche Mischung und darüber hinaus Ausdruck dafür, wie kompliziert das für jede Demokratie bedeutsame Verhältnis von Staat, Nation und Individuum geworden ist.

Die Krise wird, entgegen ihrer historischen Wahrnehmung als Übergangsperiode, zunehmend zum kulturellen Ordnungsschema und vertrauten Begleiter. Es scheint, als habe man sich an die Gräben in der Gesellschaft gewöhnt, anstatt sie überwinden zu wollen. Als wenn die Karten schon verteilt wären, es aber noch keinen Gewinner gäbe. Und vielleicht liegt genau hier das grosse Dilemma der westlichen Gesellschaft. Sie hält an dem Alten fest, obwohl sie seiner längst überdrüssig geworden ist, da sie noch keine beste Antwort auf die Zukunft hat.



Text

Maximilian Günnig-Mönert

Einer der Auslöser der Finanzkrise 2008. (zvg)



Angst vor der Freiheit?

Der Mensch scheint entfesselter von jeglichen Grenzen als je zuvor. Doch der Mythos der vielen Unterschiede zwischen den Geschlechtern hält sich im Alltag hartnäckig.

Zürich, 18. März: Mehr als 10 000 Menschen zogen los in einem rosa Meer, um dem Rechtspopulismus und der Diskriminierung all jenen, die wegen ihrer Herkunft oder ihrer sexuellen Identität von der globalen und auch der Schweizer Gesellschaft zu wenig respektiert werden, den Kampf anzusagen. Vor ein paar Jahrhunderten hätte Giambattista Moroni, ein Künstler aus der späteren Renaissance noch verwundert den Kopf geschüttelt, hätte er erfahren, dass feministische Strömungen später einmal Pink zu ihrer Farbe küren würden. Er selbst hatte Adlige noch in leuchtendem Hellrot gezeichnet. Immerhin war Rot früher doch die Farbe der Männer und Rosa – das «kleine Rot» – die Farbe der Jungs. Würde sich heute ein Junge mit komplett rosa Kleidung auf den Spielplatz wagen, ist es nicht unwahrscheinlich, dass ihn seine Kameraden schief anschauen. An der HSG wurde auch schon oft ein männliches Wesen mit einem rosa Hemd erblickt. Ob das eine Anspielung an das früher nur den Adligen zustehende Purpur sein soll oder wohl eher ein Indiz dafür, dass sich dieses Individuum von solcherlei gesellschaftlichen Vorstellungen befreit hat, sei dahingestellt.

Macht der sozialen Normen

Seitdem Trump, der mit seinem «grab them by the pussy»-Kommentar für einen weltweiten Aufschrei gesorgt hat, auch noch gewählt wurde, scheint sich überall die Frage aufzudrängen, wieso gerade der? Ein Psychoanalytiker in der NZZ meinte dazu, dass der «schreckliche Kulturrelativismus»

von heute, der «alles gleichmachen möchte», bei dem «nichts mehr biologisch festgelegt» sei, dazu beiträgt, dass ein Wunsch nach «Übervätern» immer stärker wird. Was hinter der als «Gleichmacherei» betitelten Theorie steht, ist die Vorstellung, dass sich erst aus der Interaktion von Sex und Gender die korrekte Vorstellung von sexueller Identität ergeben soll. Sex, unser biologisches Geschlecht, spricht biologisch gesehen Mann, Frau oder intersexuell sein, steht in einem komplexen Verhältnis zu Gender, dem sozialen Geschlecht. Im Begriff Gender werden gesellschaftliche Vorstellungen davon vereint, wie ein Mensch eines bestimmten biologischen Geschlechts sein, erzogen werden, wen er lieben und begehren soll. Diese Vorstellungen können je nach Kulturkreis, persönlichem Umfeld und Zeitraum variieren. Es handelt sich also um soziale Normen, die unbemerkt viel Macht und Einfluss auf uns als gesellschaftliches Gefüge aber auch auf das einzelne Individuum ausüben können. Diese sozialen Normen bestimmen bewusst und auch unbewusst, was für uns denkbar ist.

Alltagsgeschichten im Sog der Klischees

Es sterben mehr Frauen wegen falscher ärztlicher Behandlung eines Herzinfarkts als Männer, da die von ihnen gezeigten Symptome oft als typisch weiblich emotionale Überreaktion interpretiert werden, statt als Symptome eines Anfalls. Männer hingegen stehen je nach persönlichem Hintergrund immer noch stärker berufflich unter Druck. Die Anerkennung, welche einer Mutter für eine

Tätigkeit im häuslichen Bereich erfährt, wird einem Vater noch immer nicht zuteil. Das Gleiche gilt auch für als typisch weiblich wahrgenommene Berufe, wie Kindergärtnerin und Pflegefachpersonen, bei denen Männer immer noch stark untervertreten sind. Binäre Gendererwartungen beeinflussen uns nicht nur unbewusst, sondern versperren auch den Weg zu Macht und Status: Homosexuelle Männer verdienen durchschnittlich schlechter als heterosexuelle Männer, während bei homosexuellen Frauen das Gegenteil zu beobachten ist. Das hängt wohl mit der verbreiteten Vorstellung zusammen, dass homosexuelle Männer eher feminin und homosexuelle Frauen eher maskulin seien. Wie uns diese sozialen Normen täglich beeinflussen, ist äusserst vielseitig.

Schlag mit der Biologiekeule

Wenn man sich dann mit «Frauen sind so»- und «Männer denken so»-Rednern auf eine Diskussion einlässt, wird gleich die Biologiekeule geschwungen. Biologisch gesehen wären Männer und Frauen unterschiedlich, nur Frauen könnten Kinder gebären, nur Männer auf einer Baustelle arbeiten. Dabei geht es gar nicht darum, die etwa zwei Prozent genetischen Unterschiede zu verneinen oder der Biologie den Rücken zu kehren. Es geht darum, dass zu viele Unterschiede, die angeblich biologisch begründet sind, empirisch noch nicht genügend nachgewiesen wurden oder sogar auf dem besten Weg sind, widerlegt zu werden. Das Klischee, Frauen seien schlechter in Mathe und Männer weniger fürsorglich

und emphatisch, hält sich in unserer Gesellschaft immer noch hartnäckig. Pisa-Studien haben mittlerweile gezeigt, dass Mädchen gleich gut rechnen können wie Knaben, und dass beide Geschlechter bessere mathematische Fähigkeiten aufweisen, wenn der Gender Gap in einem Land geringer ist. In Mexiko und in Kanada wurden zwei je ausschliesslich männlichen und weiblichen Versuchsgruppen tragische Bilder und Filme gezeigt und dabei ihre Hirnströmungen lokalisiert, um ihre neurologische Reaktion verorten zu können. Während die Hirnaktivitäten bei der Erfahrung von Mitgefühl und Empathie von Männern und Frauen bei der mexikanischen Gruppe noch frappant unterschiedlich waren, hatten sich dieselben bei der kanadischen schon stark angenähert, was gemäss den Studienverantwortlichen am Einfluss unterschiedlich soziologischer erlebter Prägung bezüglich der Rollenverständnisse in den beiden Länder liegen könnte.

Ran an die Zündschnur

Es geht also bei der ganzen «Gleichmacherei» nicht darum, die wahre Kultur zu relativieren, sondern Dinge, die als absolute Wahrheiten so tagtäglich hingenommen werden, zu hinterfragen. Es geht um die Erkenntnis, dass die rein binäre Betrachtungsweise der Geschlechter uns den Blick auf unsere Gemeinsamkeiten verstellt und uns vorgaukelt, Männchen und Weibchen wären von der Persönlichkeit her immer viel unterschiedlicher als Personen «gleichen» Geschlechts untereinander. Wie leidenschaftlich solche Diskussionen in unserer Gesellschaft geführt werden, steht beispielhaft dafür, welche Macht diesen Vorstellungen zukommt. Gerade solche Erkenntnisse ermöglichen es uns einmal, ein freieres und diverseres Leben führen zu können und persönliche Facetten ausleben zu dürfen, ohne dabei kritisch beäugt zu werden. Der Mut, soziale Normen zu reflektieren, ist wie ein Griff zur Zündschnur, um alle diese Fesseln zu sprengen, die uns davon abhalten, gemeinsam unser Potenzial zu erreichen.



Text

Melania Klaiber

Prof. Dr. Lukas Müller

Assistenzprofessor für Wirtschaftsrecht mit Schwerpunkt Gesellschaftsrecht



«Wenn man noch nie richtig auf die Schnauze gefallen ist, hat man zu wenig riskiert»

Wir sprechen mit Lukas Müller, dem jungen Assistenzprofessor für Wirtschaftsrecht bei einem Bier über Erfolg und Misserfolg, die ideale Wissenschaft und Game of Thrones

Die letzten Strahlen der kühlen Frühlingssonne erreichen kaum mehr die enge Gasse, zweistöckige, dichtgedrängte Altstadt Häuser werfen schon lange Schatten. Wo die Gasse auf einen kleinen Platz, das sogenannte «Bermuda Dreieck» führt, treffen wir uns mit Lukas Müller. Da er in Zürich wohnt und St. Gallen noch nicht so gut kennt, suchen wir zusammen eine Bar aus – klein, kaum drei Meter breit – und steigen eine enge Treppe in den ersten Stock hoch, in dem sich ein Fumoir mit einer dunkelblauen Decke mit kleinen Leuchtdioden darin befindet. Ein grosses, modernes, gläsernes Regal nimmt die eine Seite der Wand ein, in dem sanft beleuchtet Whiskys und Spirituosen stehen. Der Blick aus den Fenstern führt auf das Treiben in der kleinen Gasse. Wir setzen uns und bestellen ein Bier. «Was trinkt man denn so in St. Gallen?» fragt Lukas Müller und wir einigen uns auf das Säntis-Kristall, ein Bier der Brauerei Locker im Appenzell.

Ein effizienter Schüler

Dieses Treffen, das so spontan zustande gekommen ist, steht auf eine Weise symbolisch für den Lebensweg Lukas Müllers, derzeit Assistenzprofessor für Wirtschaftsrecht, der im idyllischen Sarnen in der Zentralschweiz aufwuchs. Damals, nach der Matura, war ihm noch überhaupt nicht klar, welches Fach er wählen würde. Aber eines wusste er: Er wollte studieren. Seine beiden älteren Brüder studierten bereits in Zürich und Freiburg; ihnen wollte er nacheifern. Hätte man allerdings damals seine Lehrer vom Gymnasium gefragt, hätte man nicht gedacht, dass er das erste Jahr an der Uni überstehe, kommentiert er lachend. «Ich war ein effizienter Schüler, der grade noch das an Leistung für die Matura erbracht hat, was nötig war. Der Stoff damals hat mich nicht sehr interessiert.» An der Uni sollte sich das grundlegend ändern. Als Lukas Müller an der Reihe war, einen Studiengang zu wählen, standen gemäss Ausschlussverfahren Germanistik, Psychologie, Wirt-

schaftswissenschaften und Rechtswissenschaften zur Auswahl. «Dann habe ich Lose gezogen und da waren es die Wirtschaftswissenschaften!»

Innere Begeisterung

Liest man die biographischen Daten passt diese arbiträre Methode so gar nicht zu Lukas Müller: Master in Wirtschaftswissenschaften an der UZH, Stipendiat des Max-Planck-Institut für Steuerrecht und Öffentliche Finanzen, Lizenziat der Rechtswissenschaften, dazwischen noch Promotion, und schliesslich Master of Laws an der Columbia Universität und aktuell die Habilitation. Will man Lukas Müller verstehen, muss man seinen Drang als Forscher und vor allem als Jurist verstehen. Während des Doktoratsstudiums besuchte er in Zürich eine vierstündige Vorlesung zum römischen Zivilrecht auf Anraten eines Bruders. Er dachte sich: «Ich gehe da mal rein und dann nach 45 Minuten wieder raus.» Doch daraus wurde nichts. Lukas Müller lacht: «Ich bin eben schnell begeisterungsfähig». So

entschied er sich kurz darauf für ein weiteres Studium der Rechtswissenschaften. Wenn es damals schon den Studiengang Law & Economics gegeben hätte, hätte er sich dafür entschieden. Mittlerweile steht das Bier auf dem Tisch und wir stossen an. Lukas Müller immer mit einem Lächeln.

Erfolg und Scheitern

Dabei ging sein studentisches Leben keineswegs immer nur geradeaus. Es gab immer wieder Momente in seinem Leben, in denen es lange nicht so aussah, als wenn er diesen Weg begehen würde. Auch wenn es ihn schon immer in die Forschung gezogen hat, ist er im Nachhinein selbst erstaunt, dass er Übungsleiter für Mikro II und Makro II während des Studiums an der UZH wurde. «Im ersten Jahr meines Bachelorstudiums habe ich alle Prüfungen grandios gefaillt. Danach habe ich mich hingesezt und gelernt und wurde eben in jenen Hauptfächern Übungsleiter.» Wenn er eine Liste machen müsste, was schon alles schiefgegangen sei, wäre es eine lange Liste. Aber darum geht es ihm nicht. Wichtig ist ihm – auch bei seinen Studenten – immer wieder aufzustehen, Dinge zu hinterfragen und die Begeisterung nicht zu verlieren. «Man lernt am besten, wenn man etwas probiert, auf die Nase fällt, aufsteht und weitermacht.»

Wissenschaft und Praxis

Diese Kritik, aber auch diese positive Grundhaltung für sich selbst, hat Lukas Müller auch für sein politisches Engagement verinnerlicht. Freiheitlich, liberal, unternehmerisch sei er,

aber einer Partei fühle er sich nicht zugehörig. Politisch sei er schon, nur halt im konkreten Einzelfall und nicht im allgemein Gesellschaftspolitischen. Vor allem in Bezug auf die Forschung wird das deutlich: «Forschung kann nicht Selbstzweck sein und daraus bestehen, dass man in Journals publiziert, damit man bibliographisch in den Rankings anerkannt ist. Forschung muss für die Praxis vorausdenken, damit man etwas bewirken kann.» Deswegen auch der ständige Wechsel zwischen Theorie und Praxis. Praxis sei für ihn Inspirationsquelle, wobei ihn vor allem die Zeit als Gerichtsschreiber beim Kantonsgericht Obwalden beeinflusst habe. Seine Tätigkeit dort habe ihn mit allen Bereichen des Lebens konfrontiert, angefangen vom Ausländerrecht, Arbeitsrecht, Familienrecht, Mietrecht, Wirtschaftsrecht bis hin zum Strafrecht.

Ein Sport für richtige Männer

Bis heute ist Lukas Müller seiner Heimat treu geblieben. Um dem urbanen Trubel zu entfliehen, fährt er hin und wieder in die Zentralschweiz zum Skifahren, wobei er sich als «moderaten Skifahrer für zentralschweizer Verhältnisse» beschreibt. Weiter hinaus zieht es ihn im Moment nicht. Viel eher ist Lukas Müller jemand, dem es zusagt, eine Landschaft tiefer wahrzunehmen, als dies im Urlaub möglich ist. So hat er nicht nur eine Zeit lang in New York, sondern auch in München gelebt. Kurze Urlaube zieht er daher grossen vor, reist immer noch in die USA und war erst vor zwei Jahren das erste Mal in London.

Wenn es um Sport geht, bleibt er Zürich treu. Er ist Fan von den Grasshoppers, «allerdings spielen die in letzter Zeit nicht mehr so gut.» Seine zweite sportliche Liebe gilt dem Eishockey, das im Vergleich zu Fussball «ein Sport für richtige Männer ist. Die sind nicht so wehleidig.» Persönlich tendiert er neben dem Skifahren dann aber doch zum Fussball, denn er gesteht: «Ich laufe miserabel Schlittschuh.»

Tyrion und die Zukunft

Gerne liest er Fachliteratur in seiner Freizeit und sieht auch das Unterrichten als seine Leidenschaft. «Gewisse Leute machen gerne Kreuzworträtsel, ich mache eben das», sagt er und weist damit indirekt an seinen Lieblingscharakter aus Game of Thrones, Tyrion. «Der ist eigenständig, wortgewandt, intelligent und wird doch als Kleinwüchsiger oft unterschätzt.» Bis auf das «kleinwüchsig» erinnern diese Charaktereigenschaften ein wenig Lukas Müller.

Wo er in fünf Jahren stehe, weiss Lukas Müller dann noch nicht so genau. Erstmal will er seine Habilitation abschliessen und in Forschung und Lehre tätig sein. «Doch das soll keine Absage an die Praxis sein.»



Text

Maximilian Günnig-Mönert



Bilder

Alessandro Massaro

Aufnahmen aus dem Sarnerland: Hier verbrachte Lukas Müller seine Kindheit. (zvg)



«Manchmal glaube ich es selbst nicht»

Alfonso Hophan studiert Rechtswissenschaften an der HSG. Gleichzeitig ist er erfolgreicher Autor. Sein zweites Buch stellte er kürzlich auf der Leipziger Buchmesse vor. Im Interview erzählt er, wie er diesen Balanceakt meistert.

Als Autor oder Schriftsteller wird Alfonso Hophan eigentlich gar nicht gerne bezeichnet: «Es gibt viele Schriftsteller, aber ich sehe mich nicht als einer von ihnen. Vielleicht irgendwann einmal. Bis dahin ist es einfach so: Ich schreibe.»

Wo genau die Trennung zwischen einem «Schreiber» und einem Schriftsteller liegt, das kann er uns nicht genau sagen: «Klar, sobald man etwas geschrieben hat, was sich zwischen zwei Buchdeckel pressen lässt, ist man theoretisch ein Schriftsteller. Aber juristisch fehlt da für mich noch etwas, damit der Tatbestand erfüllt ist.»

Metaphysisches Gruseln

«Es ist ein Traum in Erfüllung gegangen», sagt Alfonso über seine Lesung auf der Leipziger Buchmesse. Begeistert hat ihn neben der elektrisierenden Stimmung, die entsteht, wenn so viele Schriftsteller, Verleger und Lesebegeisterte zusammenkommen, und der Stadt selbst aber vor allem die Vielfalt und auch die Masse der vorgestellten Bücher: «Auf der Messe sind so unfassbar viele Bücher ausgestellt – und das ist nur, was im letzten halben Jahr erschienen ist. Man fragt sich: Es gibt schon so viel, was bringe ich denn da noch Relevantes dazu? Das ist ein wenig ein metaphysisches Gruseln, das einen da erfasst.»

Was er nun zur Masse an Neuerscheinungen beigetragen hat, ist sein zweites Buch. Es trägt den Titel

«Schuld Ein Geständnis» und ist eine Sammlung dreier unabhängiger Erzählungen, die das gemeinsame Motiv der Schuld verbindet. Dem Thema widmet er sich aber nicht im kriminalistischen oder juristischen Sinn, sondern erkundet den Begriff durch Ge-



Alfonso Hophan (zvg)

sellschaften, die sich intensiv mit den Charakteren auseinandersetzen und deren Wesen ergründen. Das bedeutet, auch wenn der Vergleich nahe liegt: Ein Jurist, der wie Schirach über Schuld schreibt, ist Alfonso nicht.

Dank und Demut

«Das Schöne am Schreiben ist das Schreiben.» Alles andere sei ein Nebenprodukt. Deshalb hält Alfonso auch nur sehr wenige Lesungen, für die sei er aber sehr dankbar. Es sei eine grosse Demut, die ihn befällt, wenn er eine Lesung gebe und sich bewusst werde, dass alle Anwesenden gekommen sind, um zu hören, was er geschrieben hat. «Dafür muss ich aber nicht nach Leipzig! Auch hier in St. Gallen, oder daheim in Glarus, wo viele Bekannte von mir kommen, überfällt mich dieses Gefühl. Dass sich alle Zeit genommen haben, das ist eigentlich unglaublich.»

Uni an erster Stelle

Recherchieren, Schreiben, Lesungen halten – all das ist für Alfonso eigentlich nur Nebensache. Sein Studium komme an erster Stelle, erklärt er uns. Er sehe sich selbst eher als schreibender Student denn als studierender Autor. Schreiben sei für ihn wie ein sehr zeitintensives Hobby, und so betreibt er es auch: «Andere haben jeden Donnerstagabend zwei Stunden Fussballtraining. Genauso habe ich an bestimmten Tagen bestimmte Zeiträume für das Schreiben festgelegt.» Nur so sei es überhaupt möglich, einen Roman neben den Verpflichtungen innerhalb und ausserhalb der Uni fertigzustellen. In gewisser Weise sei es auch ein Lu-

xus, erklärt Alfonso – denn so könne er schreiben, was, wann, und worüber er wolle.

Jus als Filter

Langfristig soll sich nicht ändern, dass Alfonso die Juristerei über die Schriftstellerei stellt. «Man soll niemals nie sagen, aber ich kann mir nicht vorstellen hauptberuflich Bücher zu schreiben.» Es sei ein Privileg, schreiben zu dürfen und nicht schreiben zu müssen, um die Miete zu bezahlen. Bei ihm sei es ganz ähnlich wie bei Mani Matter, dem Liedermacher. Der sei auch Jurist gewesen und auch ihn habe man gefragt, ob er nicht hauptberuflich Musik machen wolle. Daraufhin habe dieser gesagt, dass die Lieder, die entstehen, obwohl er hauptberuflich ganz anders beschäftigt ist, unweigerlich geschrieben werden müssen. Der Rest wäre nur geschrieben worden, um Alben zu füllen. Genau wie Mani Matter sieht Alfonso zur Zeit sein Studium und später seinen Hauptberuf als eine Art Filter: «Das erlaubt mir, vieles Unnötige nicht zu schreiben, das nicht geschrieben werden muss.»

Und als Beruf?

Wo es für ihn stattdessen hingehen soll, das weiss Alfonso noch nicht genau. Gerade ist er im ersten Mastersemester und hat deshalb noch ein wenig Zeit, sich Gedanken zu machen. Das Anwaltspatent möchte er auf jeden Fall ablegen. Um dieses kommt er auch nicht herum – Alfonso stammt aus einer Juristen- und Anwaltsfamilie. Ob er es neben dem Studium denn nicht satt sei, so viel zu schreiben und zu lesen, wird er oft gefragt. Dabei sei genau das Gegenteil der Fall. Das Schreiben ist für Alfonso ein Ausgleich. «Beim Schreiben ist mein Kopf in den Wolken. Würde ich da jetzt noch Philosophie oder Germanistik studieren, würde ich wahrscheinlich gar nicht mehr auf den Boden kommen.» Deshalb zog er auch nie ernsthaft ein anderes Studienfach in Betracht. Bei seinen beiden Leidenschaften findet er auch eine wichtige Gemeinsamkeit: Das wichtigste Instrument ist die Sprache. Zwar müsse man sie als Jurist auseinanderklauben und als Autor dürfe man sie formen, dennoch vereine sie sein Stu-

dium und sein Hobby. Beides gebe ihm ein sehr gutes – sich ergänzendes – Gefühl für Sprache.

Von Glarus nach St. Gallen

Obwohl für den Glarner die Stadt Zürich mit ihrer Universität in mehrerer Hinsicht näher gelegen wäre, entschied er sich für die HSG. «Ich mag die juristische Fakultät hier, gerade weil sie etwas kleiner ist», meint Alfonso, der neben dem Studium auch eine Teilzeitstelle als studentischer Mitarbeiter am Lehrstuhl für Rechtsgeschichte wahrnimmt. Zu Beginn war es aber ein gemeinsamer Entscheid dreier Freunde gewesen, die den Ausschlag für St. Gallen gaben. Mit ihnen wohnt er bis heute in einer Glarner-WG in der Altstadt. Rückblickend bereut er den Entscheid nicht, im Gegenteil: «Ich mag St. Gallen wirklich sehr. Als Dörfli aus einem Bergkanton gefällt mir der kleinstädtische Flair. Die Stadt ist zwar überschaubar, gleichwohl fehlt es hier an nichts. In einer grösseren Stadt würde ich mich wahrscheinlich unwohl fühlen.»

Alfonso Hophan (zvg)



Bewährungsprobe für Ideen

«Schreiben ist ein Teil von mir. Die Geschichten sind in mir und sie müssen auch raus. Das ist kein freiwilliger Entscheidung», sagt Alfonso. In seinem Kopf seien viele Ideen in verschiedenen Stadien vorhanden, und manchmal fügen sie sich zusammen und bilden ein neues Buch, das geschrieben werden wolle. Besonders oft kommen diese Ideen beim Joggen, wenn der Kopf frei ist und die Gedanken klar sind. «Die Zeit ist das Problem, nicht die Ideen», sagt Alfonso lachend. So etwas wie die Angst vor dem weissen Blatt oder Writer's Block kenne er deshalb auch nicht. Seine Ideen müssen sich aber auch erst einmal beweisen. Gefalle ihm ein Einfall auch nach einem halben Jahr noch, dann sei das für ihn ein bedeutendes Zeichen. Das Schreiben selbst sei dann nur noch etwas Formelles.

Romanveröffentlichung trotz Assessment

Alfonso's erstes Werk war ein historisches Buch, den er im Alter von 17 Jahren im Rahmen seiner Maturarbeit

schrrieb – zusätzlich zur 30-seitigen Arbeit reichte er noch einen 300-seitigen Roman ein. Von diesem druckte er auf Nachfrage ein paar Exemplare für Freunde und Familie. «Ich hatte eigentlich nie vor, ihn veröffentlichen zu lassen.» Bei einer Familienfeier habe er dann einen Auszug draus vorgelesen. Die Erinnerung an die Situation lässt ihn noch heute auflachen: «Ich las während des Desserts und der Auszug, den ich wählte, war phänomenal unpassend. Ich mochte die Stelle, denn sie war sehr eindrücklich, aber es ging um die Pest und es wurden sehr detailliert der Gestank und das Aussehen der verwesenden Leichen beschrieben.» Trotzdem drängte ihn daraufhin eine Tante, sein Buch bei einem Verlag vorzulegen. Und so wurde, letztendlich 2014, vier Jahre nachdem er es verfasst hatte, sein erstes Buch veröffentlicht, als er gerade im Assessmentstudium an der HSG war.

Den Wunsch, Romane zu schreiben, hatte Alfonso schon lange. Es war aber nicht sein Ziel, diese zu veröffentlichen. Dass dieses Kapitel sei-

nes Lebens aufgeschlagen wurde, war wie beschrieben ein Zufall. Sein erstes veröffentlichtes Buch war gleichzeitig seine erste tatsächlich fertiggestellte Geschichte – es sei nicht so, dass sich bei ihm in der Schublade Manuskripte stapelten. Das Gefühl, als die Zusage vom Verlag dann kam, beschreibt Alfonso als unbeschreiblich. «Es ist unglaublich, weil diese Erwartung nie da war. Und jetzt auch die Lesung, zum Beispiel in Leipzig. Ich hätte nie gedacht, dass es einmal so kommt, weil alles so unpräntiös begonnen hat.»

Vom Kopf auf's Papier

Womit Alfonso sich abgefunden hat ist, dass es nie möglich ist, die Geschichten aus dem Kopf in ihrer vollen Schönheit und Ausgefallenheit auf das Papier zu bringen. «Am Ende habe ich immer das Gefühl, es ist nur ein schäbiger Abklatsch.» Trotzdem gibt es vieles, das sich beim Schreiben selbst intuitiv forme. Manchmal wisse er, dass sich zwei Personen treffen und miteinander sprechen, ohne aber genau zu wissen, wie das Gespräch verlaufen soll. «Diese Sachen fühle ich dann beim Schreiben, und ich versuche dieses Gefühl einzufangen. Ich lege los und plötzlich merke ich, dass ich eigentlich gar nicht einen Dialog erfinde, sondern protokolliere – weil ich weiss, wie jeder der Charaktere denkt und fühlt und welche Eigenarten er hat.»

Unterschiedliche Geschichten

Eine Auszeit will Alfonso sich erst einmal nicht gönnen. Sein nächstes Buch ist bereits in Arbeit, das Ideengerüst steht schon. Verraten will er uns aber noch gar nichts, auch nicht, ob es wieder ein historischer Roman werden wird. «Mein Verleger war sehr froh, als ich mit meinem zweiten Buch kein historisches Werk mehr vorgelegt habe. Sonst wird man gleich in eine Schublade gesteckt. So erhalte ich mir die Freiheit, ganz unterschiedliche Geschichten zu erzählen.»



Text

Amelie Scholl

Umfrage

Stell dir vor, du wärst für einen Tag allmächtig. Aber diese Macht kannst du nur einmal gebrauchen. Welche wäre es und warum?

Anina, 21, Studentin Bern

Ich würde den Tauschhandel umgestalten, so dass die Güter weltweit besser verteilt sind und so das Gleichgewicht zwischen den Wohlhabenden und Mittellosen ausgeglichener ist.



Fabian, Assessment, 18

Ich würde die Mächtigherrscher, wie Trump und Erdogan verschwinden lassen und schauen wie die Welt aussehen würde ohne sie.



Fabian, Assessment, 21

Ich würde das SGMM verständlich machen.



Tamara, Assessment, 21

Wenn ich einmal allmächtig wäre, würde ich gutmenschartig den Syrienkrieg endlich stoppen und versuchen Frieden zu stiften.



Philippe, Assessment, 22

Ich würde mit der allmächtigen Macht, jedem Menschen auf dieser Welt einen Brief schreiben und in diesem Brief würde sein Lebenssinn stehen, so dass am nächsten Tag jeder Mensch seinen Sinn des Lebens erhalten würde und dem nachgehen könnte.

**Christina, Assessment, 19**

Allen kranken Menschen die Schmerzen lindern, bzw. dass keine Kranken jemals Schmerzen verspüren

**Julia, BWL im 6. Semester, 21**

Ich würde für alle Länder politische Systeme errichten, die eine gute Wirtschaft und Infrastruktur möglich machen, so dass die Länder nicht mehr in Armut leben müssen.



Frühling in der SHSG: Die Saat geht auf!

Aus i³ wird p³: passion – plan – persistence. Die neuen SHSG Präsidenten wollen die erfolgreiche und auf Langfristigkeit ausgelegte Arbeit ihrer Vorgänger nahtlos fortsetzen und können gleich zu Beginn auf einer recht hohen Flughöhe einsteigen.

Herzlichen Glückwunsch zu eurer Wahl! Wo wollt ihr die SHSG in eurer Amtsperiode hinführen?

Luca: Vielen Dank! Wir freuen uns riesig auf unsere neue Aufgabe! Bereits im Dezember des letzten Jahres haben wir uns dazu entschieden, dass wir unbedingt kandidieren wollen.

Yannik: Ja, das stimmt! Bei einer Niederlage hätten wir heute definitiv nichts zum Anstossen gehabt... Wir haben uns beide aktiv gegen einen Austausch entschieden, weil wir uns noch mehr für die SHSG engagieren wollen.

Luca: Worauf wir in unserer Amtsperiode Wert legen werden, ist Kontinuität. Damit ist das p³: persistence in unserer Wahlformel p³ gemeint. Der Vorstand wechselt jedes Jahr, da ging in der Vergangenheit regelmässig viel Wissen verloren, doch die amtierenden Präsidenten haben diesen Mangel durch die neue digitale Strukturierung des Wissensmanagements beseitigt. Somit können wir auf einer viel höheren Flughöhe einsteigen. Wir denken die SHSG nicht neu, sondern greifen die vielversprechenden Aktivitäten unserer Vorgänger (Mario und Eric) auf. Auch im Bereich externer Nachhilfen werden wir uns verstärkt einsetzen, wir wollen diesen Sumpf trockenlegen.

Yannik: Zudem ist uns an der HSG eine «Eventitis» aufgefallen. Es vergeht fast keine Woche, ohne dass ein Verein einen Event oder sogar eine Konferenz organisiert. Auf diese vielfältige Vereinslandschaft sind wir stolz und ich bin der Meinung, dass dies auch mitunter den Charakter der HSG ausmacht. Aber wir sind sicher, dass hier ein enormes Synergiepotenzial besteht. Ich sehe hier die Rolle

der SHSG als Dachorganisation mit der Aufgabe, eine geeignete Kommunikationsplattform für die Vereine zur Verfügung zu stellen. Die neue SHSG-Website bietet viel Potenzial und beinhaltet bereits nützliche Funktionen. Natürlich konkurrieren die Vereine um Mitglieder, aber bsp. könnte man Veranstaltungen gegenseitig oder gemeinsam bewerben, da viele Vereine dieselben Zielgruppen ansprechen.

Man hört, dass ihr euch beim Arbeiten im Bereich G (Anm. d. Red.:

Meeting Point, Ad hoc) kennen und schätzen gelernt habt. Wie würdet ihr eure Zusammenarbeit beschreiben?

Luca: Wir haben uns von Anbeginn sehr gut verstanden, da wir uns sehr gut ergänzen. Ich bin mehr der Extrovertierte, der aktiv auf Menschen zugeht, kann aber auch impulsiv sein. Yannik ist mehr derjenige, der Sachen durchdenkt, plant und umsetzt. Er bespielt somit leidenschaftlich vor allem auch das zweite p: plan.

Yannik: Absolut. Ich muss nicht ganz vorne stehen, sondern bin eher der,

Luca Serratore (links) und Yannik Breitenstein (rechts). (Bild SHSG)



der im Hintergrund die PS auf den Boden bringt. Was uns aber wieder sehr gut verbindet ist, dass wenn wir etwas machen, dann richtig. Das haben wir uns auch jetzt mit unserem neuen Amt so vorgenommen.

Luca: Ja, sonst hätten wir es nicht gemacht. Als ich auf Yannik zugegangen bin und ihn gefragt habe, ob er Lust hätte, dass wir uns gemeinsam bewerben, brauchte es gar keine Überzeugungsarbeit. Er hatte ohnehin bereits vor für einen Vorstandsposten zu kandidieren.

Yannik: Also wir stellen im Prinzip täglich unter Beweis, dass wir nicht nur als Freunde privat uns gut verstehen, sondern uns auch ideal in der Zusammenarbeit ergänzen und somit schon wissen, wie der andere tickt. Und dadurch, dass der Meeting Point nun neugestaltet wird, wird die Vernetzung HSG & Stadt sich weiter verbessern, was uns auch ein wichtiges Anliegen ist.

Luca: Auf jeden Fall! Mich stört es ganz besonders, dass wir bei vielen nur als elitärer Haufen wahrgenommen werden. Das wird uns nicht gerecht. Wir sind immer noch – und das soll auch so bleiben – eine Präsenzuniversität und unser Campus ist der wohl familiärste weit und breit. Das wäre schön, wenn diese Tatsache auch von Aussenstehenden in Zukunft noch mehr erlebt wird.

Nun sind gar keine Bewerbungen für das Amt der neuen Präsidenten der SHSG eingegangen. Was kann man in diese Richtung unternehmen? Die Aufgabe ist ja recht besonders...

Luca: Ja, das ist wirklich schade. Wir hätten einen differenzierten Wahlkampf begrüsst und bis zuletzt gehofft, dass sich ein weiteres Team aufstellt, auch wenn das mit dem Risiko einer Niederlage verbunden gewesen wäre. Die SHSG ist die Brücke und das Sprachrohr zu den Dozierenden und zur Universitätsleitung, die Vertretung aller Studierenden und hat einen starken Einfluss. Wir haben ein sehr reichhaltiges Angebot, aber auch eine grosse Verantwortung, die sich auf die unterschiedlichsten Bereiche erstreckt. Es ist die ideale Plattform, wo sich begeisterungsfähige, ambitionierte Menschen einbringen können. Das müssen wir vermitteln, damit mehr Anreize geschaffen werden, sich engagieren zu wollen.

Yannik: Wir wissen schon, dass wir anders als manche Vereine sind, in denen es einigen vielleicht eher darum geht, schnell zu netzwerken und hoffentlich einen Praktikumsplatz zu ergattern. Man profitiert auch, wenn man bei uns mitmacht und noch mehr, wenn man konkret Verantwortung mittels eines Führungsamts

übernimmt, aber eher auf den zweiten Blick. Wir sind keine Selbstbedienungsbude, sondern eine serviceorientierte, gut aufgestellte, leidenschaftliche junge Truppe, die sich dafür einsetzt, dass die Bedingungen hier zu studieren optimal und zeitgerecht sind. Durch das ehrenamtliche Engagement bei der SHSG kann man sehr viel über sich selbst lernen, die persönliche Weiterentwicklung vorantreiben, tolle Projekte mitgestalten, die Universität prägen.

Luca: Ja, ist es verwunderlich, dass die SHSG nicht stärker wahrgenommen wird. Gerade jetzt ist es eine spannende Zeit, wenn ich daran denke, was in der Universität gerade alles für fundamentale Richtungsentscheidungen getroffen werden. Wir reformieren den BBWL, überlegen uns, wie wir stärker auf die Digitalisierung eingehen können, dann kommt der Medical-Master mit der ganzen Campus-erweiterung und vieles mehr. Vielleicht wird die SHSG als verschworener Haufen wahrgenommen und es wird nicht deutlich, wie sehr wir bei den einzelnen Themen als Studierenden eingebunden werden, aber unsere Meinung nimmt einen grossen Platz auch bei uni-strategischen Projekten ein.

Wie geht's jetzt weiter? Ihr werdet wohl als nächstes die restlichen Vorstandsmitglieder rekrutieren, auf was werdet ihr dabei achten?

Yannik: Also wir wollen von den Bewerbern sehen, dass sie Passion mitbringen, die auch über drei Monate hinausgeht. Leidenschaft und Leistungsbereitschaft stehen bei uns im Vordergrund, natürlich muss ein Grundverständnis der jeweiligen Aufgabe vorliegen, aber wir stellen Menschen und keine Maschinen ein und HSGler lernen bekanntlich schnell.

Luca: Absolut. Wir freuen uns schon jetzt auf die Bewerbungen! Selbstverständlich ist die Verantwortungsübernahme gross, aber damit steigt auch das Risiko über sich hinaus zu wachsen (schmunzelt) und sich massiv weiterzuentwickeln, was einem ganz neue Möglichkeiten für sein ganzes Leben eröffnen kann, wenn man bereit ist zu performen.



Text/Bild

Johannes Kagerer



Frühstück mit Professoren

Auch Professoren frühstücken, und so trafen sich einige von ihnen am 15. März mit zwanzig Studenten um im Adhoc über die Feedback Kultur der Uni zu reden und sich bei einem Kaffee auszutauschen.

Sich im Adhoc zu treffen ist immer eine gute Entscheidung. Ob auf ein Bier oder zwei, ein Kaffee oder einen Muffin für zwischendurch ist das Adhoc fast immer ein Garant für eine entspannte und ungezwungene Atmosphäre. Somit scheint die kleine Studentenbar perfekt geeignet, Dozenten und ihre Studenten zusammenzubringen um zu diskutieren. Denn wenn man sich überlegt, dass sie uns vieles beibringen, was man an der Uni als Student lernt, darum ist es wichtig, sie kennenzulernen. Nach der kurzen Begrüssungsrede wurde schon das Buffet in Angriff genommen. Schliesslich kann man sich mit frischen Gipfeli, Früchten und Kaffee angenehmer unterhalten. Per Du und nach freundlichen persönlichen Vorstellungen kamen die ernsteren Themen an die Reihe.

Feedback Kultur an der HSG

Hauptthema war die Feedback-Kultur der HSG. Es werden zwar Feedback-Bögen ausgeteilt und ab und zu auch ausgefüllt, aber dieses Mal sollte es sich um Verbesserungsvorschläge von Dozenten für die Studenten drehen. Die Universität St. Gallen legt Wert auf Präsentationen und Gruppenarbeiten, was sich zum Beispiel am Assessment-Programm erkennen lässt. Mit drei schriftlichen Arbeiten, einer Gruppenpräsentation und zwei mündlichen Prüfungen darf man bereits im ersten Jahr die

Freuden von Teamkommunikation und der Metzger-Lektüre erleben. Dies zieht sich auch im Bachelor weiter und wird im Master Studium nochmals vertieft.

Es stellt sich aber die Frage, ob man mit einem Blick auf dem Notenauszug erkennen kann, was man falsch gemacht hat und wo man sich verbessern könnte. Obwohl die Lehrkräfte schon Änderungen beim Feedback-Prozess bei der Uni vorgeschlagen hätten, sei dies bis jetzt an diversen technischen und administrativen Hürden gescheitert. So macht die einheitliche Notenveröffentlichung direkte Rückmeldungen für Präsentationen unmöglich, da es keine Hinweise auf die Noten geben darf. Auch ein von den Professoren auszufüllender Bewertungsbogen für Bachelorarbeiten wird, obwohl von den Korrigierenden so angenommen, nicht direkt an Studenten weitergeleitet. So kommt man nur auf seine Fehler und die Herleitung der Note, wenn man den Umweg über die Studienadministration geht und dieses Formular explizit verlangt. Warum dies nicht standardmässig den Studenten mitzugeben ist, fragen sich beide Seiten seit Längerem. In diesem Zusammenhang ist anzufügen, dass es im Master Studium etwas mehr Rückmeldung gibt, da Gruppen kleiner sind und insgesamt deutlich enger zusammengearbeitet wird. Wer es bis dahin schafft, der kann also anfangen aus seinen Fehlern zu lernen.

Höherer Lerneffekt durch angemessenes Feedback

Insgesamt lässt sich feststellen, dass sowohl Professoren als auch Studenten Interesse haben, sich auszutauschen. Ein breiterer Austausch und Einbezug der Uni könnten dabei helfen, sich nach einem Kurs nicht nur mit einer Note zufriedengeben zu müssen, sondern auch eigene Schwächen zu erkennen und in einem weiteren Ausmass als bis jetzt von den zahlreichen Arbeiten, Gruppenprojekten und Präsentationen zu profitieren. Gute Vorträge zu halten und fachlich anspruchsvolle Arbeiten verfassen zu können ist in vielen Berufen von Vorteil, sodass das Thema Feedback Kultur an der Uni als ein Kernelement der Lehre auszumachen ist.

Unterm Strich lässt sich festhalten, dass die zwanglose Stimmung und rege Diskussionstätigkeit Früchte getragen hat. Eine vertiefte Zusammenarbeit mit der Uni und leckere Gipfeli sind eindeutig als Schlüssel zum Erfolg erkennbar. Ein Zmorge mit den Dozenten ist jedem HSGler zu empfehlen, zumal ein kleiner kostenloser Snack im AdHoc bis jetzt noch niemandem geschadet hat.

Wie sieht es eigentlich bei den anderen aus?

Bad Taste, Start Summit, Selbstjustiz oder Symposium sind allen Studenten der HSG ein Begriff. Doch wie sieht es aus, wenn man über den Tellerrand schaut? Ein Blick auf Vereine und Studentenschaften anderer Universitäten.

Die nächste Nachbarin von St. Gallen, die Stadt Zürich, kann die grösste Studentenschaft der Schweiz ausweisen: der VSUZH. Interessanterweise ist diese Studentenschaft nicht mal sechs Jahre alt. Dies ist auf eine turbulente historische Auseinandersetzung zwischen der Vorgängerorganisation und sowohl dem Kanton als auch der Universitätsleitung zurückzuführen. Die Studentenschaft der Universität Zürich, kurz SUZ, war eine wohlbekannte Institution, die schon damals ihren Mitgliedern zahlreiche Leistungen anbot. Im Gegensatz zum heutigen Verband bestand jedoch kein Austrittsrecht, und die stark politische (und linke) Ausrichtung war, mal auf den Punkt gebracht, vielen in der Zürchicher Verwaltung ein Dorn im Auge.

Sie wurde 1978 aufgelöst. Heute gibt es ein Austrittsrecht und die Politik wird den Vereinen überlassen. Die neugegründete VSUZH hilft den Studenten. Zum Beispiel kann man zu Kinopreisen in die Oper (15 Franken) oder ins Theater. Vielleicht nicht etwas für jedes Wochenende, aber durchaus eine coole Sache, die man auch während des Studium mal machen kann. Der alljährliche Sporttag ist für die sportlichen Studenten gedacht, wobei man auch abends beim Grillieren «das ein oder andere Bier» geniessen kann. Stark ist auch das Angebot der kostenlosen Nachhilfe. Dabei profitie-

ren sowohl Lehrer als auch Studenten: Der Nachhilfegeber kriegt (grosszügig) berechnete Campus Credits angerechnet und dafür erhält die Nachhilfenehmer von Kommilitonen perfekt auf die Kurse und spezifischen Anforderungen der Dozenten angepasste Nachhilfe.

Der VSUZH bietet auch noch die Möglichkeit, extrakurkulare Aktivitäten von der Uni anerkennen zu lassen, wodurch man im CV etwas Handfestes vorzuweisen hat. Der Kummerkasten, eine abendliche Telefon-Hotline für alles Mögliche, und Schnuppersemester für Flüchtlinge runden das Angebot ab. Die Vereinslandschaft ähnelt stark jener der HSG – inklusive der manchmal fragwürdigen Spezialisierung. So sind Vereine für Rohstoffhandel-Interessierte, ein Verein für Studenten, die in lateinischer Sprache über Texte diskutieren oder die Studentische Organisation zum Thema Mikrofinanzierung und soziale Verantwortung im Finanzbereich vorzufinden. Insgesamt eine bunte und interessante Mischung, die für jeden etwas bietet.

Im fernen Westen weht Alpenluft

Die EPFL, zu Deutsch Eidgenössische Technische Hochschule Lausanne, vertritt ihre Studenten durch die «Agepoly». Die Vereinslandschaft ist stark auf Nationalitäten konzentriert. Ob Tunesier, Vietnamesen, Tessiner, Spanier oder Iraner – alle können sich in Vereinen treffen

und mit Landsleuten etwas unternehmen. Auch Professoren und Dozenten haben sich zusammenschlossen, um ihre Interessen zu vertreten und Kontakte mit dem Lehrkörper anderer Hochschulen zu knüpfen knüpfen. Neben dem klassischen Angebot an Film-, Foto- und Coachingveranstaltungen sind einige exotische Events zu finden. Da wäre zum Beispiel «Die Challenge», ein Wettbewerb, der zwischen den zwei angeblich renommiertesten Universitäten der Schweiz im Alpensport ausgetragen wird. Über den Röstigraben hinweg challengen sich die EPFL und ETHZ um den wahrscheinlich unbedeutenden Titel. Was den Wirtschaftsunis die Euro-masters sind, ist den Ingenieurwissenschaften die Challenge. Ein kurzer Blick in das Aftermovie verdeutlicht die Schwerpunkte dieser Veranstaltung – und das ist nicht der Sport. Die üblichen Suff- und Feierbilder zeigen eine durchaus sympathische Gruppe, die sich gut amüsiert. Da kann man selbst als HSGler ein wenig Lust verspüren, obwohl für die HSG ernstere Konkurrenz her muss.

Gewinnspiel

Finde die Lösungen zu den Rätseln und schicke die jeweiligen Antworten bis am Sonntag, 21. Mai, an redaktion@prisma-hsg.ch. Unter allen richtigen Einsendungen werden zwei Adhoc-Gutscheine im Wert von je 20 Franken verlost.

Wem gehört der Fisch?

Fünf Häuser stehen nebeneinander. In ihnen wohnen Menschen von fünf unterschiedlichen Nationalitäten, die fünf unterschiedliche Getränke trinken, fünf unterschiedliche Zigarettenmarken rauchen und fünf unterschiedliche Haustiere haben. Wem gehört der Fisch?

- Der Brite lebt im roten Haus.
- Der Schwede hält sich einen Hund.
- Der Däne trinkt gern Tee.
- Das grüne Haus steht (direkt) links neben dem weissen Haus.
- Der Besitzer des grünen Hauses trinkt Kaffee.
- Die Person, die Pall Mall raucht, hat einen Vogel.
- Der Mann im mittleren Haus trinkt Milch.
- Der Bewohner des gelben Hauses raucht Dunhill.
- Der Norweger lebt im ersten Haus.
- Der Marlboro-Raucher wohnt neben der Person mit der Katze.
- Der Mann mit dem Pferd lebt neben der Person, die Dunhill raucht.
- Der Winfield-Raucher trinkt gern Bier.
- Der Norweger wohnt neben dem blauen Haus.
- Der Deutsche raucht Rothmanns.
- Der Marlboro-Raucher hat einen Nachbarn, der Wasser trinkt.

Anzeige

Neu – und in unmittelbarer Nähe zur Uni!

Praxis für Frauenheilkunde
Spezialisierte Brustabklärungen

Dr. med. Christina Heini Telefon 071 244 01 00
St. Jakobstrasse 89 www.frauenheilkundesg.ch
9000 St. Gallen info@frauenheilkundesg.ch



Mein Sprechstundenangebot:

- Brustultraschall, Brustkrebsvorsorge, Abklärung von Brustveränderungen, Brustkrebsnachkontrollen, Beratung bei familiärer Brustkrebsbelastung
- Schwangerschaftsbetreuung
- Jahreskontrolle, gynäkologische Vorsorge, Ultraschalluntersuchung von Gebärmutter/Eierstöcken
- Hormonstörungen, Hormonersatzbehandlung, Wechseljahrsbeschwerden, Inkontinenzprobleme
- Familienplanung, Verhütungsberatung, Teenagersprechstunde

Weiterhin Kaderärztin am Brustzentrum St. Gallen

Redaktionell unterbelichtet

Was wir noch loswerden wollten

An dieser Stelle kommen unsere Redakteure zu Wort. Was wir schon immer sagen wollten – komplett ohne Zusammenhang.

Fabian Kleeb

Liebe notorische Linksfahrer, was ich euch schon immer mal komplett vorwurfsfrei vorwerfen wollte: Die rechte Spur ist nicht nur zur Zierde da – kein Witz!

Alessandro Massaro

Beim üblichen St. Galler Regenwetter der vergangenen Woche denk ich immer wieder das Gleiche: Wie schön es doch ist, in der wohligen, nährenden und schützenden Wärme des Porsche 911 an die Uni zu fahren.

Johannes Matt

Schreibt man Sauce, Sosse oder Soße? Grössere Philosophen sind schon an kleineren Fragen gescheitert. Nur eines ist sicher, Schnitzel nur mit ohne Sauce, bitte.

Themen, die es dieses Mal nicht in die Ausgabe geschafft haben

Crashkurs: Charisma ist lernbar

Das Kiesgruben-Monopol

Die Macht der Türsteher

Unisemniars Macht

Die Macht des positiven Denkens

prisma's Useless Consumer Advice: Bongo spielen nicht erwünscht

Als Studentenmagazin der HSG erbringt prisma einen wertvollen Beitrag zum Service Public. An dieser Stelle folgt unser total nutzloser Konsumentenrat.

Wer demnächst in die USA reisen will und seinen Dudelsack oder die Bongos mitnimmt, der muss vorsichtig sein, denn die «Convention in International Trade in Endangered Species of Wild Fauna and Flora» (CITES) verbietet die unsertifizierte Einfuhr von Musikinstrumenten, die aus Teilen von bedrohten Tieren hergestellt wurden. In solchen Fällen muss vor der Einreise ein sogenannter Instrumenten-Pass bei der schweizerischen CITES-Niederlassung beantragt werden. Verboten sind zum Beispiel eine mit toten Zebra oder Känguru bespannte Trommel, eine südamerikanische Gitarre mit einem Klangkörper aus Gürteltierpanzer oder Dudelsäcke deren Pfeifen zu mehr als 50 Prozent aus Elfenbein bestehen. Trotz eines solchen Passes kommt es aber immer wieder zu Beanstandungen durch den Amerikanischen Zoll, wenn die Herkunft nicht zweifelsfrei nachgewiesen werden kann. Wer deshalb sichergehen will, dass das Instrument nicht konfisziert wird, der sollte auf jeden Fall die Bongos ohne Bespannung mitnehmen und das Zebrafell erst vor Ort kaufen.



Keine Parkbussen und mehr Internationalität im CV

prisma empfiehlt einen beruflichen Wechsel.

Jeder, der die Parkuhr überzieht, weiss, dass es teuer wird – vor allem in St. Gallen. Täglich spielen sich auf den Parkflächen der HSG dramatische Szenen ab. Studenten rennen aus dem 09er Gebäude und versuchen den Parkschein in Papas Mini Cooper zu erneuern. Doch sie sind zu spät. Die Staatsgewalt hat Recht vor Gnade walten lassen und liebevoll den pinken Erlagschein unter dem Scheibenwischer platziert. Was die Stadt St. Gallen alleine durch die Parksünder vor der Uni einnimmt?

Doch Abhilfe ist auf dem Weg. Dieses Mal ist es keine Wunderapp, kein Startup, sondern etwas noch Besseres. In Zukunft muss man sich keine Gedanken machen über irgendeine Form von Verkehrsstrafen. prisma empfiehlt, dass ihr ganz einfach und ohne irgendwelche Komplikationen Diplomat Liberias werdet. Als solcher besitzt er gesetzliche Immunität und Verkehrsstrafen müssen nicht gezahlt werden. Und das Beste daran ist, dass man so einfach Diplomat Liberias wird!

Der afrikanische Staat Liberia, einer der Ärmsten und Gefährlichsten der Erde, gilt als internationale Steueroase. Liberia ist zwar noch längst nicht so effektiv darin Geldsummen vom Radar internationaler Steuerpfänder verschwinden zu lassen wie die Schweiz, aber es bietet Unternehmen und Privatpersonen hinsichtlich Regulationen keine Hindernisse zu tun und zu lassen was sie wollen. So können CEOs einer Briefkastenfirma in Liberia ohne weiteres mit nur 100.000 US Dollar Diplomaten des Staates werden und somit alle Freiheiten dieses Ranges genießen. Nordkorea-Reisen sind für Normalsterbliche un-

denkbar, für Diplomaten kein Problem. Unnötiges Schuhe ausziehen und Gürtel ablegen bei den Sicherheitskontrollen am Flughafen werden obsolet. Wie James Bond mit 200 km/h durch die Innenstadt rasen und dabei von der Polizei in Ruhe gelassen werden, selbstverständlich ohne Konsequenzen – man ist ja auf staatlicher Mission.

Für all die Maximilians, die ohne Probleme Papas Geld rauswerfen können, alle, die das Excitement eines Diplomaten erleben wollen und diejenigen, für die die Kostennutzenrechnung durch unzählige Parkstrafen positiv wird, lässt sich das unbedingt empfehlen.

Für die Otto-Normalverbraucher bietet prisma eine andere Lösung um schnell, einfach und vor allem billig mehr Internationalität in den CV zu bringen. Estland, der innovative Baltikstaat mit dem schnellsten Internet in Europa, Heimat von Internetgiganten wie Skype und Pionier für Programmierunterricht in den Volksschulen, bietet die Gelegenheit Onlinestaatsbürger zu werden. Als solcher kann man zwar nicht wählen, aber es bietet sich die Möglichkeit in einem EU-Land jederzeit ein neues Unternehmen zu gründen. Ein besonderer Bonus ist, dass man in der nächsten WG Party nach dem verlorenen Bierpong Match erzählen kann, dass man zum erlesenen Kreis estnischer Onlinestaatsbürger gehört – darunter der japanische Premierminister oder der Autor dieses Artikels – und nun Teil der innovativen Internetstartup-Szene Europas ist.



Text

Andjelko Topic

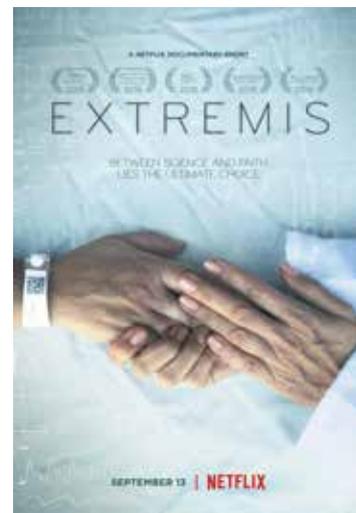


Extremis

Wie man nur mit einer Filmkamera, die ehrlichsten Bilder aufnehmen kann.

Wir werden alle irgendwann Sterben und es wäre schön, dabei mitreden zu können, wie das geschieht.» Damit beginnt die Kurzdokumentation «Extremis» vom Regisseur Dan Krauss. Der Tod ist ein Thema, das gemieden wird. Es ist unangenehm über die Endlichkeit des eigenen Lebens nachzudenken, doch genau an diesem Punkt setzt «Extremis» an. Während der knapp zwanzigminütigen Dokumentation begleiten wir die Ärztin Dr. Jessica Zitter und ihr Team. Als stiller Begleiter verfolgt die Kamera das Geschehen auf der Intensivstation des Highland Krankenhauses in Rochester und gibt dem Zuschauer einen kurzen aber bleibenden Einblick in das Schicksal zweier Patienten. Da ist eine Frau namens Donna. Sie ist im Endstadium einer Myotonen Dystrophie, eine Muskelerkrankung, die zu Muskelschwäche führt. In der ersten Szene sehen wir ihren Ehemann und ihre Tochter. Eine Ärztin versucht gerade die möglichen Optionen für Donna zu erklären.

Gleich darauf lernen wir Selena kennen, eine ältere Frau die auf dem Weg ins Krankenhaus einen Herzstillstand bekommt und fast 20 Minuten tot ist bevor sie durch eine Herzmassage wiederbelebt wird. Selenas Tochter wirkt gefasst, wie der Rest Familie, der sich im Warteraum versammelt hat. Beide Schicksale haben eines gemeinsam, die Angehörigen stehen vor schwierigen Entscheidungen. In beiden Fällen sind die Prognosen der Ärzte sehr schlecht. Immer wieder werden einem Szenen gezeigt, in denen das Team rund um Dr. Zitter berät. Nichts wird beschönigt. In dieser unverfälschten Art liegt die Stärke dieser Dokumentation. Obwohl sie sehr kurz ist, regt sie einen zum Denken an. Würde, Ethik, Vertrauen und Hoffnung sind Themen die immer wieder aufkommen. Man versetzt sich in die Lage der portraitierten Angehörigen. Wie würdest du entscheiden? «Extremis» zeigt wie die Angst vor Verlust zur Lähmung werden kann und wie es ist, täglich damit konfrontiert zu sein.



Poster zum Film (© Netflix)

Text



Alexander Wolfensberger



Zuckerbrot

Ein Hoch auf den Pasta-Pass

Die B-Mensa und mich verbindet eine besondere Beziehung. Wer es in seiner gesamten Studienzeit noch nicht geschafft hat, etwas Essbares von zu Hause mitzubringen, und es im Gedränge der völlig überfüllten A-Mensa keine Sekunde aushält, dem geht es genau wie mir.

Ich bin Pastabar-Stammgast und damit die Zielgruppe des neu eingeführten Pasta-Passes. Für alle Von-Zuhause-Mitbringer und A-Mensa-Quetscher: Die B-Mensa gibt seit ein paar Wochen einen Sammelpass aus. Wer genug Stempel hat, der bekommt ein Gericht gratis. Das mögen nun einige nervig finden, da es den Zahlungsprozess um ein paar Sekunden verzögert, in denen der Pass ge-

funden, gestempelt und wieder eingesteckt werden muss – doch ich bin begeistert! Nicht nur kann ich dem ersten Gratisgericht entgegenfiebern, nein, ich kann mich gleichzeitig als wahrer B-Mensa-Fan ausweisen. Denn während ich beobachte, wie andere an der Kasse ihren jämmerlichen zweiten oder dritten Stempel abholen, ist mein Pass in Windeseile gefüllt.

Es ist soweit: meine erste Gratis-Pasta! Ich schleiche mich an die Theke, bestelle und schiebe mein Tablett dann vor zur Kasse. Und dann ist er da, der grosse Moment. erinnert ihr euch wie es war, das erste Mal mit Kreditkarte zu bezahlen? Plötzlich in diese Welt der Erwachsenen einzutauschen, in der der wahre Bestand an

Geld auf dem Konto keine Rolle mehr spielt? Nun, ein ähnliches Gefühl stellt sich ein, als ich den vollen Pasta-Pass feierlich überreiche. Der Empfänger dieses aussergewöhnlichen Zahlungsmittels ist kurz irritiert, überlegt anscheinend, wie das jetzt in die Kasse einzutragen ist und nickt dann lächelnd. Er hat mich wohl erkannt. Bin ich womöglich sogar die erste, die einen vollen Pass hat? Ich gebe noch etwas von der geliebten Sauce auf meinen Beilagensalat und suche mir einen Platz.



Text

Tabeya Wich

Peitsche

Fürchtet euch nicht, denn ihr werdet validiert!

Die älteren in der HSG-Belegschaft (10. Semester IA, anyone?) werden sich an die alten Legis erinnern, die früher vor jedem Semesterstart per Post kamen. In der guten alten Zeit musste man die Vorder- und Rückseite noch von einem Blatt Papier abziehen und zusammenkleben. Neben dem Geschicklichkeitstraining, das mit der regelmässigen Basteleinlage verbunden war, war die alte Legi auch ultra nützlich. Da sie so dick war wie eine doppelt gefaltete DIN-A4-Seite, konnte man sie hervorragend als Untersetzer für Gläser oder für zu kurze Stuhl- und Tischbeine verwenden. Unglücklicherweise war die Karte auch so stabil wie eine doppelt gefaltete DIN-A4-Seite. Irgendwann beschloss dann irgend-

wer, dass die HSG den Schritt in die 1980er Jahre wagen und eine einfache Plastikkarte die alte Bastel-Legi ersetzen sollte. Um es den ganzen Umwelt-Esoterik-Spinnern recht zu machen, die uns schon die Bib-Plastiktaschen und die Papiertücher auf den Toiletten weggenommen haben, gibt es seitdem nur noch eine Legi für jeden Studenten, die man dafür jedes Semester neu «validieren» muss. Das Tolle daran ist, dass man das Corpus-Delicti nur in die monströse Validierungsmaschine einführen muss, und schon ist man garantiert im falschen Studiengang immatrikuliert. Assessment statt MiQEF, BIA statt MACFin, BLE statt MBA – alles kein Problem. Bevor wir aber das Wunderwerk der Technik verteufeln,

sollten wir einen Moment innehalten und anerkennen, was man alles damit machen kann. Erstens: Falls man die Orientierung an der riesigen HSG verliert, muss man nur eine Validierungsmaschine suchen und schon weiss man, wo man den Hörsaal suchen muss. Stark. Zweitens: Falls irgendwo ein Atomkraftwerk explodiert oder irgendjemand das Internet löscht, kann man immer noch bei der Validierungsmaschine nachschauen, ob es in der Mensa wieder Polentapizza gibt. Noch besser. In diesem Sinne, ein Hoch auf die Validierungsmaschine, die Krone des technischen Fortschritts.



Text

Johannes Matt

Gerücht

1000er-Noten akzeptiert

Wer kennt es nicht? Da muss man mal ein paar Skripte ausdrucken, weil einem die Formatierung der SKK nicht passt und das Papier, das sie benutzt sowieso nicht länger als 20 Minuten mit der menschlichen Haut in Kontakt kommen sollte. Der gut organisierte HSG-Student bringt daher sein eigenes, high-end Papier mit an die Uni und beansprucht zusätzlich die Druckerinfrastruktur der Bibliothek. Nachdem man sich durch die gefühlten zehn Anmeldefenster geklickt hat, kommt das böse Erwachen: Der Saldo ist zu tief. Naja, kann ja mal passieren. Hoffentlich hat das niemand beobachtet. Kurz aufgestanden und die wenigen Meter zum Ladeterminal gegangen, holt man wie gewohnt einen Herrn Burckhardt hervor (für alle ohne dickes Portemonnaie auch «der 1000er») und will damit seinen Kontostand auf ein adäquates Niveau hieven.

Der kalkulierende HSG-Student weiss, dass er billiger druckt, wenn er eine erneute Ladung der HSG Karte so lange wie möglich hinauszögern kann. Zeit ist Geld, und berücksichtigt man in einer ganzheitlichen Analyse die Zeit für das Laden, sinken die durchschnittlichen totalen Druckkosten mit

sinkender Anzahl der nötigen Ladungen. Soweit so gut. Nach ein, zwei oder auch drei Versuchen stellt man aber frustriert fest: Der Automat frisst keine Tausendernoten. Die Verantwortlichen sehen sich seit geraumer Zeit mit zahlreichen Beschwerden bezüglich dieses Missstandes – bis hin zu Klagen auf Verzugsschaden – konfrontiert. Glücklicherweise wird jetzt reagiert. Ab dem Frühlingsemester 2018 wird es möglich sein, eine 1000er-Note auf die HSG-Card zu laden. Weiter wird das Bezahlen in der Mensa sowie in ausgewählten Bars und Clubs der Stadt St. Gallen ermöglicht. Der Eintritt wird per RFID-Technologie automatisch beim Betreten abgebucht. Das Anstehen entfällt komplett. Ausserdem wird im Herbstsemester 2019 ein Zusatz-Kit angeboten, das hinter der Windschutzscheibe des eigenen Autos platziert werden kann, mit dem die Parkbussen am Rosenberg direkt belastet werden können. Fertig Papierkrieg. Wir freuen uns!



Text

Jonas Streule

Impressum

Herausgeberin

prisma - Das HSG-Studentenmagazin
Dufourstrasse 50, 9000 St. Gallen
Telefon 076 579 92 21
E-Mail redaktion@prisma-hsg.ch

Druck

Galledia AG, Burgauerstrasse 50, 9230 Flawil
Telefon 058 344 96 96
E-Mail galledia@galledia.ch

Chefredaktor Alessandro Massaro**Ressortleiter** Fabian Kleeb, Johannes Matt, Amelie Scholl, Stephanie Rüegger**Layout** Patrick Buess**Anzeigen und Abonnemente**

Tabea Wich
Telefon 076 605 75 80
E-Mail vertrieb@prisma-hsg.ch



**KEEP
CALM
AND
JOIN
PRISMA**

WWW.PRISMA-HSG.CH/MITMACHEN